

# Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei  
in der Tschechoslowakischen Republik.

Bezugsbedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder  
bei Bezug durch die Post:

monatlich . . . . . Ks 16.—  
vierteljährlich . . . . . 48.—  
halbjährlich . . . . . 96.—  
jährlich . . . . . 192.—

Zustellung von Manuskripten erfolgt nur bei Einlieferung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme  
des Sonntags täglich früh.

9. Jahrgang.

Donnerstag: 28. November 1929.

Nr. 278.

## Mißglückte Diktatorenpose Udrzals.

Seine unmögliche Ressortverteilung von den Sozialisten ohne Debatte zurückgewiesen. — Auch die neuen Vorschläge undistutabel.

### Einberufung unseres Parteitages für Samstag.

Prag, 27. November. Die gestern begonnene gemeinsame Sitzung der Parteivertretung und des Klubs der Abgeordneten und Senatoren der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei fand am heutigen Tage ihren Abschluß. Der Vorsitzende Genosse Dr. Czech berichtete über die politische und parlamentarische Situation und über den Stand der Verhandlungen über die parlamentarische Mehrheitsbildung, worauf nach abgeführter Debatte, an der sich eine große Zahl von Sitzungsteilnehmern beteiligte, der Bericht des Parteivorsitzenden einhellig genehmigt wurde.

Sodann wurden alle Vorarbeiten zu der bereits vor längerer Zeit in Aussicht genommenen Einberufung des Parteitages getroffen, der am Samstag, den 30. November nachmittags zwei Uhr in Aussig zusammentritt.

Die satzungsbekannteten Prophezeiungen der bürgerlichen Presse, daß für heute schon mit Gewißheit mit der Ernennung des neuen Konzentrationskabinetts zu rechnen sei, sind durch die Ereignisse des Tages wieder einmal Lügen gestraft worden. Die Verhandlungen schienen im Gegenteil am Nachmittag direkt auf Udrzal zu stehen und sind am späten Abend trotz eines neuen Angebotes des Ministerpräsidenten zumindest nicht im geringsten weiter gekommen. Nach dem gestrigen Beschluß der tschechischen Agrarier, dem Ausschluß der deutschen und slowakischen Merkanten zuzustimmen, befaßten sich heute vormittags die zwischen den tschechischen Parteien geführten Verhandlungen bereits mit Ressortfragen, als gegen Mittag plötzlich Meldungen über die von Udrzal beabsichtigte Ressortverteilung auftauchten, die man in den Couloirs zunächst für einen schlechten Witz hielt, bis man bald eines Besseren belehrt wurde. Es stellte sich heraus, daß die tschechischen Agrarier gestern abends im Handumdrehen auch die Ressorts verteilt hatten und dabei, was ihre eigene Partei betraf, wirklich alles andere als bescheiden auftraten. Trotzdem dem angenommenen Eintritt dreier starker sozialistischer Parteien nur das Ausschneiden der zwei kleinsten Merkanten Gruppen gegenübersteht.

wollten die Agrarier felsenruhig für sich den Status quo in Anspruch nehmen und die vier wichtigsten Ressorts, nämlich außer dem Präsidium noch das Verteidigungsministerium sowie das Landwirtschafts- und Schulressort befehlen. Dagegen sollten die tschechischen Sozialdemokraten, die den Agrariern nur um weniges nachließen, ganze zwei Ministerien, und zwar Fürsorge und Justiz, zubilligt erhalten.

Den Gipfelpunkt des Unernstes, ja der Lächerlichkeit, bildete unstreitig die Zustimmung an die deutsche Sozialdemokratie, daß seit langem in Liquidierung befindliche Ernährungsministerium, dessen Aufhebung man erst vor kurzem beantragt hatte, als vollwertiges Ressort zu übernehmen.

Es erübrigt sich wohl, diesen Vorschlag, der den Keim der Unmöglichkeit von vornherein in sich trägt, überhaupt einer kritischen Behandlung zu würdigen. Es genügt etwa auf die Tatsache hinzuweisen, daß gleichzeitig der Zwölf-Männerfraktion der tschechischen Gewerbetreibenden ein so wichtiges Ressort wie das Eisenbahnministerium, den 14 Mann der Nationaldemokraten das Handelsministerium zugebacht war!

Die tschechischen Nationalsozialisten wären verhältnismäßig gut weggekommen, da man ihnen außer dem Außenministerium noch das Postministerium geben wollte. Dagegen fühlten sich auch die tschechischen Merkanten nicht bedrückt, die das Arbeits- und das Unifizierungsministerium erhalten sollten. Herru Spina war das Gesundheitsministerium zugebacht.

Insgesamt sollte dieses Kabinett von Gnaden des agrarischen Volkswirtschaftsausschusses ganz fünf sozialistische Minister gegen neun bürgerliche

erhalten, während das wichtige Innenministerium weiterhin dem Herru Cerny und das Finanzministerium dem Dr. Engliš vorbehalten war.

Bei einem Verhältnis von 113 zu 93 Mandaten wollten die Agrarier kaltblütig ein Verhältnis von 9 zu 5 in den Ministerien durchdrücken!

Die Vertreter der tschechischen Sozialdemokraten, denen Udrzal diesen Vorschlag unterbreitete, ließen sich gar nicht erst in lange Debatten ein, sondern kehrten um, zumal ihnen Udrzal allen Ernstes versicherte, daß an dieser Verteilung nichts mehr zu ändern sei. Auch Dr. Frankl erklärte später dem Ministerpräsidenten ganz eindeutig, daß auch die Nationalsozialisten sich völlig ablehnend verhalten müßten, solange man sich trauere, den tschechischen Sozialdemokraten ganze zwei Ministerien anzubieten.

Damit waren die Verhandlungen mit dem Linksbund unterbrochen.

Das ernüchterte die Agrarier anscheinend doch etwas und so gab es neue Verhandlungen innerhalb der Tschechischbürgerlichen, an denen Agrarier, Nationaldemokraten, Gewerbetreibende und Tschechischkristalle teilnahmen. In diesen

Verhandlungen machte auch Frankl seiner Unzufriedenheit Luft und verschaffte sich durch einen papierernen Protest ein Alibi gegenüber seinen an die Luft gesetzten Bruderverparteien.

Gegen Abend lenkte Udrzal etwas ein, berief Hampl und Bechyně neuerdings zu sich und bot ihnen als äußerstes Zugeständnis neben Justiz und Fürsorge noch einen dritten Minister — allerdings ohne Portfeuille (!) — an. Auch diese Konzeption wurde von den Sozialdemokraten als undistutabel vorweg abgelehnt.

Wenn Herr Udrzal sein Konzentrationskabinett überhaupt retten will, dann wird er morgen seine Vorschläge ziemlich ändern müssen, selbst wenn er vorher mit seinem rechten Köpfe noch so sehr herumgeschlagen müßte!

So schloß der Tag ergebnislos, ja direkt mit einem erheblichen Minus, denn diese unnützen Querstreifen brachten es zwangsläufig mit sich, daß die für die Mehrheitsbildung in Aussicht genommenen Parteien überhaupt nicht zustimmen, die weitere und in demokratischen Ländern wichtigste Etappe, die Erörterung der programmatischen Grundzüge der neuen Koalition, auch nur in Angriff zu nehmen.

## Zermürbungstatist.

Zeit acht Tagen wird von der bürgerlichen Presse jeder Tag als der für das endliche Zustandekommen einer neuen Regierung entscheidende bezeichnet und die Ernennung des neuen Kabinetts für die nächsten Stunden in Aussicht gestellt. Jedesmal ist es dann wieder nichts, das aus den Verhandlungen als Resultat hervorgeht. Gestern schien es, als wäre wenigstens eine diskutierbare Basis für weitere Verhandlungen gefunden, bald darauf aber zeigte es sich, daß eine Vertändigung weiter als je liegt und daß die Verhandlungen auf der Grundlage der sogenannten „Konzentrations“-Regierung hart am Scheitern waren. Am Scheitern, weil sich die bürgerlichen Parteien noch immer einbilden, es werde ihnen gelingen, die in die Parlamentsmehrheit und Regierung eventuell eintretenden sozialistischen Parteien darinnen zu einer — mehr komischen als tragischen — Kistenbrödelrolle zu zwingen.

Zuerst wurde nach dem Rezept: Wie schreckt man kleine Kinder, vorgegangen. Das Gespenst des wiedererstandenen Bürgerblocks wurde heraufbeschworen, doch konnte es keine Wirkung nur als eine Vogelstunde von jener Art üben, vor denen das erfahrenere Geleit des Waldes und des Feldes schmerzliche Respekt empfindet und diese fragwürdigen Erzeugnisse des menschlichen Erfindungsgeistes nur mitleidig belächelt. Eine Bürgerkoalition, die drei Abgeordnete weniger als die Hälfte aller Mitglieder des Hauses hätte und die sich ergänzen müßte durch die magyarschen Christlichsozialisten, durch die drei Russen um Gaida und durch die zwei Juden, das wäre eine Mehrheit, auf deren Regierungskünste man schon um des Experimentes wegen gespannt sein könnte. Dann tauchte als weiteres Sprechmittel die allnationale Koalition auf. Ueber vier Wochen — ein Unikum — dauern nun schon die Verhandlungen, täglich werden neue Angebote gemacht, die alle auf dasselbe Ziel hinauslaufen: der sozialistische Block sollte gesprengt werden, der bürgerliche Block dagegen als Ganzes in die Regierungsmehrheit hineingehen.

Der zuletzt gemachte Vorschlag verzichtete auf diese ursprünglich zum Dogma erhobene Forderung, auch war der Widerstand gegen einen eventuellen Eintritt der deutschen Sozialdemokraten aufgegeben worden, aber wie er gemeint war, zeigte sich bald darauf, als der mit der Regierungsbildung beauftragte Herr Udrzal die Bedingungen für die Zusammensetzung des Ministeriums vorlegte. Die Regierungsmehrheit würde 115 bürgerliche und 93 sozialistische Abgeordnete umfassen, doch würden die bürgerlichen Parteien 9 Ministerien, die Sozialisten 5 Ministerstellen erhalten. Schon in dieser Verteilung kommt das unakzeptable Mißverhältnis in der Verteilung der Regierungsmacht deutlich zum Ausdruck, es wird noch schlimmer und provokativer, wenn man sich die Verteilung im einzelnen ansieht. Die tschechischen Agrarier würden auf 16 Abgeordnete vier Sitze im Ministerium, die tschechischen Sozialdemokraten auf 39 (mit dem ihrem Klub angeschlossenen Polen 40) nur zwei Sitze, das — — Fürsorge- und das Justizministerium erhalten! Den tschechischen Nationalsozialisten wurden auf 32 Mitglieder ihres Parlamentsklubs zwei Ministerstühle angeboten (Neuhäres und Post), den tschechischen Merkanten auf 25 Abgeordnete gleichfalls zwei Sitze (öffentliche Arbeiten und Unifizierung.) Außerdem sollten die tschechischen Nationaldemokraten auf 12 bis 14 Mitglieder einen Minister (Handel), die tschechischen Gewerbetreibenden auf 12 Abgeordnete gleichfalls einen Minister erhalten. Die deutschen Regierungsparteien hatten bisher das Justizministerium und das Ministerium für öffentliche Arbeiten zu verwalten, jetzt sollten die deutschen Agrarier das Gesundheitsministerium bekommen, die deutschen Sozialdemokraten ihren Regierungseintritt vorausgesetzt, das — — Ernährungsministerium, beides wenig bedeutungsvolle Ministerien, von denen insbesondere die Zuteilung des letzteren für eine Partei wie die deutsche Sozialdemokratie,

## Am Samstag Parteitag in Aussig.

Die Parteivertretung der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der Tschechoslowakischen Republik beruht im Sinne des § 26 des Organisationsstatuts für

Samstag, den 30. November und Sonntag, den 1. Dezember 1929

in das Volkshaus in Aussig einen außerordentlichen Parteitag ein. Der Parteitag beginnt um zwei Uhr nachmittags.

Als Tagesordnung schlägt die Parteivertretung vor:

### „Die politische Situation und die Arbeiterklasse“.

Zur Teilnahme am Parteitag sind berechtigt:

1. a) Je vier Delegierte jeder Kreisorganisation, Kreisorganisationen, deren durchschnittlicher Markenumsatz für männliche und weibliche Parteimitglieder pro Monat mehr als 6000 Stück beträgt, haben das Recht, für jede weiteren 2000 einen Delegierten zu entsenden; Bruchteile über 1000 werden als voll gerechnet.

b) Je vier Delegierte jeder Bezirksorganisation, Bezirksorganisationen, deren durchschnittlicher Markenumsatz für männliche und weibliche Parteimitglieder pro Monat mehr als 2000 beträgt, haben das Recht, für jedes weitere Tausend einen Delegierten zu entsenden; Bruchteile über 500 werden als voll gerechnet.

c) Je ein Delegierter jeder Lokalorganisation, deren durchschnittlicher Markenumsatz pro Monat mehr als 200 beträgt; für je weitere 200 Marken hat die Lokalorganisation Anspruch auf einen weiteren Delegierten bis zur Höchstzahl von drei Delegierten. Bruchteile über 100 sind als voll zu rechnen.

d) Die Grundlagen für die Berechnung der Zahl der Delegierten bildet der Markenumsatz im Geschäftsjahr, über das am Parteitag berichtet wird.

e) Bei außerordentlichen Parteitagen gilt als Grundlage der Berechnung das letzte abgeschlossene Geschäftsjahr.

f) Die Wahl der Delegierten erfolgt in Kreis-, bzw. Bezirkskonferenzen und, soweit die Vertreter der Lokalorganisationen in Betracht kommen, in Vollversammlungen. Das Wahlverfahren wird durch die Statuten der betreffenden Organisationen geregelt. In diesen Statuten muß auf eine entsprechende, möglichst dem Umfange an Frauenmarken angepaßte Beschränkung des Parteitages durch weibliche Mitglieder Rücksicht genommen werden.

2. Die Mitglieder der Parteivertretung, der Kontrolle und die Sekretäre der Parteivertretung.

3. Zwei Mitglieder des Zentralkomitees der weiblichen Parteimitglieder.

4. Vier Delegierte des Klubs der Abgeordneten und zwei Delegierte des Klubs der Senatoren der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei.

5. Zwei Delegierte des Sozialistischen Jugendverbandes.

6. Je ein Delegierter der von einem Parteitag eingesetzten Körperchaft.

7. Je ein Delegierter der Redaktionen der vom Parteitag anerkannten Parteiblätter.

8. Zwei Delegierte der Zentralgewerkschaftskommission.

9. Je ein Delegierter der der Zentralgewerkschaftskommission angeschlossenen Zentralverbände und ihrer Hochblätter.

10. Zwei Vertreter des Klubs der Landesvertreter Böhmens und ein Vertreter des Klubs der Landesvertreter Mährens.

11. Zwei Delegierte des Arbeitervereines „Kinderfreunde“.

12. Zwei Delegierte des Verbandes deutscher Wirtschaftsgenossenschaften.

13. Ein Delegierter des Zentralorgans der deutschen Wirtschaftsgenossenschaften.

14. Zwei Delegierte des Verbandes der Kleinbauern und Gärtner.

15. Zwei Delegierte des Arbeiter-Turn- und Sportverbandes.

16. Ein Delegierter des Verbandes der Arbeiter-Gesangsvereine.

17. Ein Delegierter der Juristenvereinigung.

18. Ein Delegierter des Freien Radiobundes.

Die Teilnehmer am Parteitag müssen sich mit einem Mandat und mit der Parteilegitimation ausweisen.

- Hanni Blatny: Karlsbad, Dr. Ludwig Czech: Brünn, Theodor Sackenberg: Prag, Dr. Karl Heller: Teplitz, Josef Hofbauer: Prag, Wenzel Jaksch: Prag, Hans Joll: Troppan, Franz Kah: Falkenau, Irene Kirpal: Aussig, Franz Kögler: Bodenbach, Heinrich Kremsler: Teplitz, Wilhelm Kiehnert: Prag, Adolf Pohl: Teplitz, Leopold Böhl: Aussig, Gusti Zhafter: Karlsbad, Elise Schäfer: Reichenberg, Hieronymus Schölk: uidek: Zierberg, Josef Schweichart: Bodenbach, Siegfried Taub: Prag, Eugen de Witte: Karlsbad.

mit einem Abgeordnetenklub von 21 Mitgliedern geradezu einem bewußten Spott gleichkommt. Denn dieses Ministerium fristet seit mindestens sechs Jahren ein Scheinleben, es besteht eigentlich nur aus den paar Schreibtischen, die irgendwo in einem vergessenen Gebäude ein idyllisches Dasein führen und seine Aufrechterhaltung verdankt es seit dieser Zeit nur dem Umstande, daß immer mehr Ministerpostenamtwärter da waren als wirkliche Ministerien. Einen Wirkungskreis besitzt es nicht und darum hat der Ministerrat schon vor längerer Zeit seine Liquidierung beschlossen, die wohl noch nicht tatsächlich durchgeführt wurde, aber mehr als der Name und der Ministerstitel ist von diesem Ministerium nicht mehr vorhanden. Und nun vergleiche man die Verteilung in nationaler Beziehung. Während die Deutschbürgerlichen bisher zwei wichtige Ressorts inne hatten, sollen sie jetzt mit dem verhältnismäßig weit weniger wichtigen Gesundheitsministerium und mit dem zur völligen Bedeutungslosigkeit herabgesunkenen Ernährungsministerium abgefertigt, ihr Einfluß auf die Staatsverwaltung nahezu auf den Nullpunkt herabgedrückt werden. Allerdings ist bei der Selbenthätigkeit der deutschen Agrarier anzunehmen, daß sie sich selbst mit dieser Stelle am Regimentsbesitz begnügen würden, um nur überhaupt einen Ministerposten für sich zu retten.

So widerlich das ganze manchem erscheinen mag, so muß doch bedacht werden, daß es sich hier um die Verteilung der Macht und des Einflusses in der Staatsverwaltung handelt und daß die Übernahme solcher Funktionen bei gleichzeitiger Duldung, daß die bürgerlichen Parteien sich die wichtigsten und einflussreichsten Stellen in der neuen Regierung vorbehalten, für die Sozialisten und auch die Deutschen gleichbedeutend damit wäre, in verhängnisvoller Form zu einer unbedingten Vorherrschaft der ischisch-bürgerlichen Parteien über Staat und Volk die Zustimmung zu geben. Selbstverständlich konnte die Antwort aller sozialistischen Parteien auf ein solches Angebot, das mehr eine Herausforderung und Verspottung als eine ernsthafte Verhandlungsbasis bedeutet, nur entschieden ablehnend lauten.

Von allem Anfang war sichtbar, worauf es die bürgerlichen Parteien abgesehen haben und sie suchten es vorerst auf direktem und suchen es nunmehr auf versteckte Weise zu erreichen. Das Wahlergebnis soll ignoriert werden, die sozialistischen Parteien sollen der Not gehorchend zur Auffälligkeit der durch die Wahlen im Bürgerblock gerissenen Lücken herangezogen werden, aber mehr als Statisten für den Bürgerblock sollen sie nicht sein, der aus der Nase des Feuers der Wahlen wie der lagenhafte Bogel Phönix unter ihrer Assistenz wieder hervorgehen soll. Es war nutzlose Zeitvertrödelung, den Bürgerblock in unersättlicher Form erwecken zu wollen und daselbe pilt von den Anstrengungen, wohl die sozialistischen Parteien in voller Stärke in die Regierungsmehrheit zu übernehmen, das wirkliche Regieren und Verwalten aber den bürgerlichen Parteien vorzubehalten.

Das kräftige Nein, das den bürgerlichen Parteien nach Vorlage ihres feinen Planes entgegenklang, wird sie hoffentlich darüber be-

lehrt haben, daß auf ihre Schliche niemand hineinfallen wird. Sie versuchen es immer wieder, nun schon die fünfte Woche, die sozialistischen Parteien, die sie notgedrungen als Regierungspartner gewinnen möchten, hineinzuwerfen, sie durch endlose Verhandlungen zu ermüden und zu zermürben. Sie überschätzen dabei ganz gewaltig ihre eigene Stärke ebenso wie die Vereislbarkeit der sozialistischen Parteien, ein großes Stück Verantwortung um Nichts und Wiedernichts, nur um des Vergnügens willen, an der Bewilligung der sogenannten Staatsnotwendigkeiten teilnehmen zu dürfen und einiger relativ bedeutungsloser

Ministersthe wegen. Ein für allemal sei gesagt, daß sich die deutschen Sozialdemokraten zu einer die n e n d e n Rolle, wie sie die deutschen „Aktivisten“ vier Jahre lang zum Schaden des deutschen Volkes gespielt haben, niemals hergeben werden. Die Gesamtheit der sozialistischen Parteien wird gewiß nicht minder auf der Hut sein, den Bürgerlichen auf die dünnen, lächerlichen Leimspindeln zu gehen und auch an ihr wird — darauf kann sich das muntere Bürgerblockvölkchen verlassen — die angewendete Ferkelstaktik zuschanden werden. Es kann und darf nur ein Entweder und ein Oder geben!

## Die Methoden Bilsudstis.

### Vorbereitungen zum Staatsstreich.

Der polnische Ministerpräsident Switalski hat in einem öffentlichen Vortrag ziemlich deutlich den Staatsstreich für den Fall angekündigt, daß das Parlament nicht selbst beschließe, seine Rechte bis zur Bedeutungslosigkeit einzuschränken. Das ist derselbe Herr Switalski, der am 31. Oktober bei der Sejmöffnung plötzlich „krank“ war, um sich nicht wegen des Offiziereinbruchs verantworten zu müssen. Ueber jene und manche anderen Vorgänge unter dem Bilsudstis-Regime dringt nach und nach mehr durch; wir teilen einiges davon im folgenden mit.

Ganz nahe vom Sejmgebäude in ein Militärhospital. Darin war am 31. Oktober Infanterieregiment verlegt, sein Kommandeur war mit den Offizieren im Sejmgebäude, und es waren in diesem Spital alle Betten, Operations- und Verbandmaterial sowie heißes Wasser vorbereitet. Die Offiziere waren in den Sejm vollbewaffnet eingebracht, obwohl der polnische Offizier den Säbel nur dann zu tragen verpflichtet ist, wenn er das ganze Riemenzeug anhat. Außer Säbel und Pistole trugen die Offiziere auch — Reispfeifen. Einer von ihnen stand vorn an der Saaltür, um „nötigenfalls“ die anderen herbeizurufen.

Der Plan war, wenn sich die Opposition gegen Bilsudstis Schimpfereien anschauen sollte, hereinzuflüchten und über die Protestierenden herzufallen, den belästigten Gegnern der Diktatur die Kleider herunterzureißen und ihre nackten Körper vor aller Welt zu peitschen.

Diesen Offizieren trug der Senatspräsident, ein Augenarzt, persönliche Stühle in die Vorhalle, damit sie nicht stehen müssen. Und als der Sejmmarschall Dazinski dem Marschall Bilsudstis vorhielt, daß bewaffnete Offiziere ins Parlament eingebracht seien, fragte Bilsudstis, woher Dazinski wisse, daß diese Offiziere bewaffnet seien . . .

### Bilsudstis Attentatsfurcht.

Seitdem der ehemalige Revolutionenkämpfer Bilsudstis den Diktator mimt, fürchtet er Anschläge auf sein Leben. Diese Angst hat sich zu jenem krankhaften Maß gesteigert, wie es etwa von dem russischen Zaren Paul berichtet wird, dessen Schreckensherrschaft die Verschwörung des Grafen Rasplien ein Ende gemacht hat. Bilsudstis wohnt im Belvederepalast. Vor seinem Fenster im Erdgeschoß stand ein Gendarm Posten. Eines Tages wurde dieser Gendarm durch einen Schuß aus dem Zimmer getötet.

Das sozialistische illustrierte Familienblatt „Bobudka“ (Für die Hütte) hat in einer Reihe seiner Nummern alle, die über die Todesursache jenes Gendarmen etwas wußten, aufgefordert, sich zu melden . . .

### Die Verfolgung der Arbeiterpresse.

Der Warschauer „Robotnik“ leidet unter der Konfiskationswut des Bilsudstis-Kurses bald so, wie er zur Zeit der Redaktionsführung — Bilsudstis die juristischen Verfolgungen zu spüren hatte. Außerdem versucht man, die materielle Schädigung unseres Bruderblattes noch folgendermaßen zu steigern: Wenn in gespannter Situation, wie in den Tagen nach dem 31. Oktober, der „Robotnik“ oder seine Extrablätter mit besonderem Interesse erwartet werden, besetzt die Polizei die Bredastraße, verhindert das Wegtragen der Blätter, tastet sogar jeden Passanten ab, ob er nicht Zeitungen bei sich trage und gibt die Verbreitung erst frei, wenn Regierungsblätter erschienen sind, die sich inzwischen dieselben Nachrichten haben verschaffen können. So wurde es zum Beispiel gemacht, als der „Robotnik“ den Vorlaut des antilichen Briefwechsels zwischen dem Staatspräsidenten und dem Sejmarschall veröffentlichte.

### Wie starb General Jagorski?

Man erinnert sich noch der Affäre jenes polnischen Generals Jagorski, der von Wilna nach Warschau gebracht oder berufen wurde und dort „spurlos verschwunden“ ist. In Wahrheit hat man seine Leiche schon am nächsten Tage gefunden — ohne Kopf! — und schnell vergraben. Der Senator Dr. Trompczynski, Führer der Rechten, ehemaliger Reichs- und Landtagsabgeordneter in Berlin, brachte diese schauerliche Mordtat im Ausschuß zur Sprache. Die Presse griff sie auf.

Mehrere Journalisten wurden darauf nachts überfallen und schwer mißhandelt, einem dabei ein Auge ausgeschlagen. Die Täter waren in einem Auto des — Polizeipräsidenten gekommen und davongefahren!

Die Schwester Jagorskis führte bitterste Klage beim Staatspräsidenten Moscicki, der ihr aber versicherte, ihr Bruder lebe. Darauf die Schwester in ihrer Verzweiflung: „Dann, Herr Präsident, wünsche ich Ihnen nicht, daß Ihre Kinder ebenso leben!“

Kurz darauf starben aus bis heute ungeklärter Ursache Moscickis Sohn und Schwiegersohn. Der Staatspräsident war über dieses „Omen“, über diese „Rache des Opfers“ so bestürzt, daß er zu-

## Die Wiener Kompromißverhandlungen gehen heute weiter.

Wien, 27. November. (AN.) Der parlamentarische Unterausschuß zur Beratung der Verfassungsreform ist für morgen vormittag zu einer Sitzung einberufen worden. Damit gelangen die Verhandlungen, die in den letzten Tagen über die Neuformulierung der noch strittigen Bestimmungen zwischen den Vertretern der Regierung und den Parteien geführt und von den politischen Kreisen mit ständig wechselnder Stimmung gespannt verfolgt worden waren, wieder vor das offizielle Forum, von dem nunmehr die endgültige Fassung des gesamten Fragenkomplexes erwartet wird, der dann dem Verfassungsausschuß selbst und in weiterer Folge dem Nationalrat zu beschäftigen haben wird.

rücktreten wollte. Doch Bilsudstis erlaubte es nicht . . .

### Mobilisierung der Eisenbahner!

Um einen Verkehrsstreik gegen einen Staatsstreich vorzubeugen, beabsichtigt man, die Eisenbahner-Reservisten noch vor der neuen Sejmtagung zum Heeresdienst einzuberufen, so daß man sie wegen Streikens vor Offiziersgerichte stellen könnte. Es ist das eine Methode, die vor vielen Jahren in Frankreich und sonstwo angewendet worden ist — aber nicht von „Sozialisten“ wie Bilsudstis und seinem Minister Moraczewski, der früher selbst k. k. Eisenbahnbeamter gewesen ist.

### Neuerennung der Orts- und Reklamationskommissionen.

Mit dem 31. Dezember 1929 geht die dreijährige Funktionsdauer der nach § 5 des Gesetzes vom 15. Dezember 1929, Sg. Nr. 663, betreffend die ständigen Wählerverzeichnisse bestellten Ortskommissionen und der nach § 11 desselben Gesetzes bestellten Reklamationskommissionen zu Ende. Für die mit dem 1. Jänner 1930 beginnende weitere dreijährige Periode sind neue Mitglieder dieser Kommission zu ernennen. Nach § 5 des erwähnten Gesetzes besteht die für jeden Wahlbezirk einzusetzende Ortskommission aus dem Gemeindevorsteher oder dessen von ihm bestellten Vorsitzenden und aus vier bis acht Mitgliedern, deren Ernennung auf Grund von Anträgen der Parteien durch die politische Aufsichtsbehörde erfolgt. Die Parteien haben ihre Anträge stets bis längstens 1. Dezember jenes Jahres zu erstatten, in welchem die dreijährige Periode abläuft. Gemeinden, die mehr als 5000 Einwohner zählen, bilden einen einzigen Wahlbezirk.

Die Reklamationskommission bei der politischen Aufsichtsbehörde besteht aus dem Vorsitzenden, aus welcher der Vorstand dieser Behörde oder ein von ihm bestimmter Beamter fungiert, und aus 8 bis 12 Beisitzern, die der Vorsitzende der Reklamationskommission über Antrag der Parteien zu ernennen hat. Für jeden Beisitzer der Orts- und Reklamationskommission wird je ein Ersatzmann gewählt.

Es ist notwendig, daß unsere Vertrauensmänner sofort die Anträge auf Erneuerung der Orts- und Reklamationskommissionen als auch für die Reklamationskommissionen vorlegen, weil sonst die politische Aufsichtsbehörde berechtigt ist, die Mitglieder der Kommissionen ohne Rücksicht auf die Parteizugehörigkeit zu ernennen.

## Der achtzigste Geburtstag.

Von Ernst Kreische.

Peter Geer wohnte in einem kleinen Hause nahe dem See, auf welchem tagsüber braune Barken mit gelblichen Segeln schwammen und abends die Fische ihre schillernden Leiber so komisch schimmerten. Jeden Morgen, wenn die Sonne über den grauen, dunstigen Streifen des jenseitigen Ufers kroch, nahm Peter Geer den hohen und sehr atmofischen Zylinder vom Nagel, setzte ihn auf den Klobigen, vorsternenfarbenen Schadel und ging barfüßig an den Strand. Er liebte diesen alltäglichen Morgenspaziergang; denn erstens fand er ein Vergnügen darin, den weißen, feinen Sand, der noch die erfrischende Kühle der Nacht in sich trug, zwischen die Fehen zu pressen und zweitens waren um diese frühe Stunde nur wenige Menschen auf dem Strande. Peter Geer mochte die Menschen nicht. Er kannte nur einige Hundert und wohnte seit dreißig Jahren in seinem Häuschen am See, das zwei Stübchen hatte, die einem Museum gleichen und welches niemand, außer einigen Verwandten, zu sehen bekam. Sie waren gleichsam hermetisch verschlossen wie ihr Besitzer selbst und sein Geldbeutel, obwar alle jene, die Peter Geer kannten, an einen Geldbeutel nicht glaubten, sondern vielmehr daran, daß der Alte nicht recht im Kopfe, zumindst aber ein ganz absonderlicher Kauz sei, der vierzig Jahre als Matrose und Steuermaat sämtliche Meere befahren und nebst verschiedenen Kuriositäten und seiner Unfehlbarkeit weiter nichts in den Anstand gebracht habe als etwa den Gutschein für ein selten hohes Alter, einen speidigen Zylinderhut und eine Grobheit, die jede Annäherung vormweg zunichte machte.

Fünfundmal im Jahre und niemals weniger oder öfter klopfte der Postbote an die verriegelte Tür Peter Geers und brachte einen Brief. Einer

dabon trug stets eine Anzahl dunkelfarbener Ziegelsteine und wanderte sofort nach der Kellertüre in ein kleines Stübchen von Ebenholz, das ein unproportioniertes Hängeschloß trug und zur Vorfrage noch in eine Truhe verlagert ward, die recht abschreckend mit etwa einem Duzend grotesk verzerrter Fratzen bemalt war. Die andern vier Briefe stammten von den Kindern seines göttlichen Bruders Klaus, die nach den Windrichtungen in Deutschland verstreut hausten, auf festen Füßen in einem gut bürgerlichen Beruf standen, jedoch allesamt recht wenig begütert waren und obendrein für zahlreiche Nachkommenenschaft zu sorgen hatten.

Peter Geer las lieber Muscheln vom Strande als diese Briefe, die aus einer Welt kamen, von der er längst einen bitterfühen Abschied genommen hatte. Sie dufteten nach Lavendel und Mooshaas und reizten seine Nase, die rot und knorpelig in wetterzerfressenen Gesichtshaut und in vierzig langen Jahren an den Geruch von Seemannskost, schlechtem Tabak und Teer gewöhnt war. Auch reizten ihn die säublichen Beamtenhandschriften, die zierlichen Buchstaben wie disziplinierter Soldaten in Reih und Glied auf blütenweißes Papier malten und an deren Entzifferung er sich länger als einen Tag das Hirn zermarterte, das die Zeit seines Lebens solche Arbeit nur beim Lesen einiger Hundert Kapitansbefehle sowie beim Schreiben genau dreier Liebesbriefe verrichtet hatte.

Ja, auch Liebesbriefe hatte Peter Geer geschrieben. Das war schon lange her. Dieser ungewohnten Beschäftigung fröhnte er zu einer Zeit, da er zum drittenmale über den Äquator fuhr, als Meier hoch oben im Top auf die rollenden Wasser äugte und längst keinen steifen Grog mehr trank. Seither verpuddelte er sich in wachsfreien Nächten in seine Hängematte und während ringsum in den fuseligen Kojen halbflüchtige Schiffsjongen und frisch gehewerte Leichtmatrosen im Schlafe stöhnten, träumte er

von den ersten gelben Ärmelstreifen, die grell, aufdringlich und achtunggebietend auf einer neuen blauen Bluse steckten. Von seiner Mutter hatte er ein geweihtes Kreuzlein mitbekommen, das hing an einer dünnen Kette vom Hals hängend auf die Brust, buddelte das weiß und blau gestreifte Leibchen und sollte ein Talisman sein. Er glaubte nicht daran. Sein Bruder Klaus, der Steuermaat, hatte das nämliche Kreuzlein eiliche Jahre vor ihm getragen und war dennoch am gelben Fieber gestorben. Dagegen ruhte im linken Hofensack Peter Geers ein Tigerzahn. Den gab ihm Ninette. Er brauchte nur die Augen zu schließen, um Ninette vor sich zu sehen: fein, zierlich, mit Haaren, auf denen rot und gleichend die wahrhaftige Sonne zu schimmern schien und einem runden Mündchen, das nicht nur lustig plapperte, sondern auch richtig zu lüßen verstand. Wenn die See brüllte und der alte Kasten über die nassen Berge holperte, dann griff Peter Geer wohl in den linken Hofensack nach dem Tigerzahn, der kühl und glatt zwischen seine Finger kroch und ein Stohgebet ersparte. In jeder Sturzsee sah er Ninette. Zuweilen träumte er auch wach mit offenen Augen von einer veräucherten Kneipe in St. Pauli, die ein paar Meter tief in der Erde wie der gewölbte Bauch eines unerfälligen Getiers immerwährend taumelnde Menschen über tropfende Stiegen auf die Gasse spie und mit schreiend roten Papierlaternen neue Opfer lockte. Beim Schantische stand Ninette. Ah — Ninette! Welch ein verteuft hübscher Kerl mußte er gewesen sein, um Ninette zu gefallen. Er brauchte nicht gleich den andern die leeren Portweinflaschen vor sich auf den wackeligen Tisch zu schlichten, um von Ninette ein Lächeln zu erhaschen, sie lächelte ihm schon bei etlichen Gläsern Brand. Jeden Abend fraß die Eifersucht an seinem Herzen, das jung und heiß unter einer sauberen Jade gegen die Rippen klopfte. Er trank überhaupt nicht mehr. Er berauschte

sich an dem Anblide Ninettens, die seltsam fern und doch wieder so nah durch den schwellenden Rauch des Raumes schwebte, düstig, im kurzen, hellen Röckchen, über welchem die sprossenden Brüste das Schürzchen strafften. Er genoh ihre Liebe mit einer scheuen Ungläubigkeit. Die Größe des Glückes gebar eher kleinliche Furcht vor einem plötzlichen Ende als die sorglose Freude über einen Besitz, um welchen hundert andere wie Täuberlinge gurrten. Nach einer leichten Nacht, deren Stunden schwül und unaufhaltsam in unversehliche Vergangenheit hinüberglitten, schlich Peter Geer mit unfeineren, tappenden Schritten durch die morgendämmernden Gäßchen zum Hafen, er trug die schmerzenden Rippen fest aufeinandergepreßt, einen Tigerzahn in der Tasche und eine ungeheuerere Leere im Herzen an Bord. Das Geulen der Sirenen tat ihm wohl. Während der alte Kasten das Kielwasser des Postenschiffes gischend zerschneit, versank drüben die Stadt im dunstigen Grau des Nebels, es war, als hielten unsichtbare Hände ein großes, schmutziges Linnen über sie. Dann kam das Meer, der Dienst und mit ihm die Arbeit. Aber die Zeit tröpfelte nur langsam —

Einmal träumte Peter Geer, ein Hai hätte ihm die schönen, gelben Ärmelstreifen gefressen. Da setzte er sich hin und begann einen Brief an Ninette zu schreiben. Gerade, als der Kutter in Sidney anlegte, war er fertig damit. Das war sein erster Liebesbrief und gut ein halbes Jahr später erhielt er von Ninette einen langen Bese, der ihn so lustig machte, daß er den lieben langen Tag mit spihem Munde Matrosensieder pff, als hätte er sie innen auf einer Walze, die schlecht geschmiert ohne Unterlaß rollen mußte. Der Kapitän sah ihn mißtrauisch an und roch seinen Atem, der aber ganz entgegen dem Erwarteten nicht nach Genever, sondern nach frischer Seeluft duftete. Kurze Zeit später spülte Peter Geer bei hohem Seegange eine Welle über Bord. (Fortsetzung folgt.)

# Kommunistische Streifversuche im Bergbau.

## Trotz Streitbeschlusses arbeiten im Brügger Revier auch die Kommunisten.

Brüg, 27. November. Nach dem schmähligen Zusammenbruch des kommunistischen Wahlputsches im nordwestböhmischem Bergbaurevier hat die K.P.C. (Politbüro) umfassende Vorbereitungen eingeleitet und veranlaßt, daß am 24. November in allen Revieren Bergarbeiterkonferenzen stattfinden müßten, wo ein allgemeiner Bergarbeiterstreik in allen Revieren für den 25. November beschlossen werden sollte. Die Revierkonferenz in Brügg hat nicht ohne Widerspruch eines Teiles der Delegierten einen derartigen Beschluß am 25. November gefaßt. Das Resultat war folgendes:

am Montag hat im ganzen Revier nicht ein Mann gestreikt.

Daraufhin haben die Kommunisten für den 26. November eine neuerliche Konferenz nach Brügg einberufen, die sehr schwach besucht war und auf der angeblich beschlossen worden ist, am 26. November mit dem Streik zu beginnen. Das Resultat war aber kein anderes:

Auch heute sind alle Belegschaften voll eingezogen.

Die kommunistische Revierkonferenz in Klado hat den Antrag des Politbüros, in den Streik zu treten, ganz einfach abgelehnt. Dort soll am 1. Dezember eine vom Politbüro eigens einberufene und besser vorbereitete Konferenz stattfinden, die nach dem Antrag der Herren Guttman und Konsorten den Streik für Klado beschließen soll. Die neuerliche Konferenz in Klado dürfte jedoch bei der organisatorischen Zerissenheit im dortigen Revier und bei der dortigen Einstellung der Bergarbeiter keine andere Wirkung haben als die vom 24. November.

In dem großen Mähr.-Ostauer Revier versuchen die Kommunisten nicht einmal, einen allgemeinen Streik zu inszenieren. Für ihre Schwindelpolitik scheint nur noch das nordwestböhmisches Revier geeignet zu sein.

figung der Flamen auf. Aus dem Gegensatz entspringt die gegenwärtige Krise.

Ein schweres Problem bedeutet die nationale Frage auch für die Sozialdemokraten. Sie haben von Anfang an eingesehen, daß ein Ausgleich nicht durch die Unterdrückung des flämischen Nationalismus, sondern von Volk zu Volk auf dem Grundsatze der Gleichberechtigung versucht werden müßte. Die sozialdemokratische Partei hat noch kein definitives Programm, aber ein Einvernehmen, das zwischen den flämischen und wallonischen Parlamentariern der Partei getroffen wurde und das einen gerechten Ausgleich vorsieht. Ein nächster Wahlkampf wird die Werbestraft dieses Programmes erproben.

Daß Belgien nach hundert Jahren seines Bestandes (1930) feiert man „Le centenaire“, das hundertjährige Jubiläum der Selbständigkeit vor das Problem der Nationalitätenfrage gestellt wird, beweist, daß nur Gleichberechtigung und eine Autonomie, die jedem Volke eine freie kulturelle Entwicklung gewährleistet, die Sicherheit des Staates garantieren kann.

**Genossen! Genossinnen!**

Tafel:

- keine Betriebsversammlung,
- keine Gewerkschaftsversammlung,
- keine Genossenschaftsversammlung,
- keine Wählerversammlung,
- keine Frauenversammlung,
- keine politische Versammlung,
- keine Versammlung od. Sitzung einer politischen Organisation vorübergehen, ohne für die

**sozialdemokratische Parteipresse!**

intensivste Werbearbeit zu leisten!

# Wird der Völkerbund eingreifen?

## Der Krieg zwischen Rußland und China.

London, 27. November. „Morning-Post“ schreibt, der Appell der chinesischen Regierung wegen des Einfalles sowjetischer Truppen schaffe eine ziemlich schwierige Situation für den Völkerbund, der nach Artikel 11 des Völkerbundespaktes augenblicklich eine außerordentliche Session einberufen müßte, um eine gütliche Beilegung der Differenzen zu versuchen. Das Blatt

bemerkte hierzu, daß sich, trotzdem die Mandschurei bis jetzt mit den Sowjets direkt verhandelt, nun die Ranking-Regierung an den Völkerbund wende, die auf diese Weise ihre Autorität auf ganz China ausdehnt.

Peking, 27. November. Die chinesischen Behörden haben den Befehl gegeben Sailer niederzubrennen.

# Eintreten für den Kellogg-Pakt.

## Aktion gegen die russische Vertragsverletzung erwogen.

London, 27. November. (Reuter.) Im Unterhaus wurde heute auf das bewaffnete Vorgehen der Sowjetregierung gegen China hingewiesen. Ein Interpellant schlug vor, daß auf diese sichtsichtige Verletzung des Kellogg-Paktes alle Signatäre dieses Paktes aufmerksam gemacht werden müßten, damit eine friedliche Beilegung des Konfliktes erreicht werde. Staatssekretär des Außenwesens Henderon erwiderte, daß im Kellogg-Antikriegspakt kein Mechanismus zur Bestrafung dessen vorgesehen sei, der ihn verletzt. Der Minister erklärte weiters, daß sich die chinesische Regierung — soweit er unterrichtet sei — an den Völkerbund wenden werde, weshalb er empfehle, die weitere Entwicklung in dieser Richtung abzuwarten.

Sir Austen Chamberlain fragte, ob es nicht

möglich wäre, daß die britische Regierung selbst die Initiative ergreife und in dieser Angelegenheit mit der Regierung der Vereinigten Staaten in Verbindung trete. Staatssekretär Henderon erwiderte, diese Frage sei heute vormittag erwogen worden und die britische Regierung sei bereit, sich an jeder gemeinsamen Aktion zu beteiligen, die in dieser Richtung vorgeschlagen würde. Darüber, ob die Initiative von britischer Seite ausgehen sollte, wird noch erwogen werden.

In Beantwortung einer anderen Anfrage, die sich auf die gleiche Angelegenheit bezog, erklärte Henderon, daß die britische Regierung, sofern es sich um ein Einschreiten handelt, in erster Reihe nicht an den Völkerbund denkt, sondern an eine

**gemeinsame Aktion der Signatäre des Kellogg-Antikriegspaktes,** der bekanntlich auch von Sowjetrußland und den Vereinigten Staaten unterzeichnet wurde.

# Zwist der Nationen in Belgien.

## Um die Rechte der Flamen.

Paris, 27. November. Die Brüsseler Berichterstatter der Pariser Blätter sind darin einig, daß die belgische Regierungskrise schwer lösbar sein wird. Um Komplikationen auszuweichen, beabsichtigt der König, den bisherigen Ministerpräsidenten Jaspars neuerlich mit der Bildung des Kabinetts zu betrauen, da Jaspars im Parlament nicht geschlagen und ihm auch kein Mißtrauensvotum ausgesprochen wurde.

Heute treten die Vorstände der katholischen und der sozialistischen Partei zusammen, um über die Situation zu beraten. Für Samstag und Sonntag ist bekanntlich der erweiterte Vorstand der liberalen Partei einberufen worden. Da die Krise von dieser Partei hervorgerufen wurde, hängt von ihren Beschlüssen die Bildung des neuen Kabinetts ab.

Dem „Petit Parisien“ zufolge wird der Versuch unternommen werden, das Kabinett auf der bisherigen Grundlage zu bilden und erst, wenn dieser scheitern sollte, würde eine Regierung der nationalen Einigung mit den Sozialisten in Erwägung gezogen werden. Die heutige Regierungsmehrheit ist jedoch gegen den Eintritt der Sozialisten in die Regierung, und die Sozialisten selbst, die bei den letzten Wahlen Verluste zu verzeichnen hatten, haben keine besondere Neigung, in die Regierung einzutreten.

Dem „Echo de Paris“ zufolge ist in der liberalen Partei eine Spaltung eingetreten. Zahlreiche Abgeordnete sind mit dem Vorgehen des Außenministers Symans, der in der Partei unpopulär ist, nicht zufrieden, und es ist nicht ausgeschlossen, daß der ehemalige Minister und derzeitige Vorsitzende der Pariser Konferenz für die Behandlung von Ausländern Deves, der sowohl mit Jaspars als auch mit den Flamen zu einer Einigung gekommen sein soll, über Symans die Oberhand erhält.

Zum erstenmal bei den letzten Wahlen in Belgien hat die nationale Frage eine große

Role gespielt. In der Kammer sitzen zwölf „Frontisten“, unklare, aber entschiedene flämisch-nationale. Und nun geschieht, was in Belgien noch nie da war, eine Regierung fällt über die nationale Frage, eine parlamentarische Krise entsteht aus dem Streit der beiden Nationen, den man in Belgien bisher nie ernst genommen hat. Die Einwohnerschaft Belgiens zerfällt in die französisch sprechenden Wallonen und die, einen niederdeutschen, dem Holländischen ganz ähnlichen Dialekt sprechenden Flamen, die besonders in den Provinzen am Meer, Flandern und Brabant, dasheim sind. Die Flamen sind zahlenmäßig eher stärker als die Wallonen, aber sie sind bis zum Kriege nicht zum Bewußtsein ihrer Nationalität gelangt. Kluglos nahmen sie an, daß sie keine Schulen, mindestens keine höheren Schulen hätten, daß die französische Sprache im staatlichen Leben Vorrang genosse, überall als die eigentliche Schriftsprache gewertet wurde. Der bornierte Klerikalismus der flämischen Bevölkerung, ihre Isolierung vom übrigen Deutschland durch Dialekt und geographische Lage ließen sie die Unterdrückung durch die kulturell überlegene Nation ruhig hinnehmen.

Im Kriege erwachte das Plamentum und die Parole „Flanden den Flamen!“ die ursprünglich nur ein Mittel der deutschen Propaganda war, verstumte auch nach dem Kriege nicht. Von den fünf Universitäten Belgiens war nur die Genter teilweise flämisch, alle anderen waren französisch. In den Schulen ist das Französische die Unterrichtssprache und im öffentlichen Leben genießt es eine Vorzugsstellung.

Die Entwicklung Belgiens, das schon fast beinahe Zweiparteienystem angelangt war, wurde durch das späte Erwachen des flämischen Nationalbewußtseins gehemmt. Die großen Parteien nahmen die junge Bewegung zunächst nicht ernst. Die Merkmalen aber, die ihre Wähler zum größten Teil in Flandern haben, sahen sich aber doch gezwungen, wollten sie nicht noch mehr Anhänger an die Frontisten verlieren, den Forderungen Flanderns nachzugeben. Sie legten nun durch ihren Minister Jaspars ein Projekt der Flamentierung der Genter Universität und der Flamentierung der flandrischen Volksschulen vor. Die Liberalen, die eine fast rein französische Partei darstellen, lehnen sich gegen die Gleichberech-

# Regierungskrise in Ungarn?

## Das Parlament vertagt. — Kabinett Gömbös in Sicht.

Im ungarischen Parlament kam es, wie bereits berichtet, Dienstag zu einer antisemitischen Kundgebung, die großes Aufsehen erregte. Seit einigen Tagen hält sich in Budapest wieder ein Abgesandter Mussolinis, der italienische Unterrichtsminister Balducci, auf, der von der Regierung natürlich mit großer Ehre gefeiert und bewirtet wird. Er erschien Dienstag in der Diplomatenloge des Abgeordnetenhauses, um der Sitzung beizuwohnen. Die Abgeordneten der Regierungspartei empfingen ihn mit großem Beifall, die Sozialdemokraten aber mit heftigen Psuirufen und einem Putschdeklonert. Aus dem minutenlangen Lärm hörte man die Rufe:

„Was ist mit den Mörderinnen Matteottis?“

Der Regierung war diese Demonstration gegen den italienischen Gast höchlich unangenehm und der Präsident des Abgeordnetenhauses erließ die sozialdemokratischen Abgeordneten, einem nach dem andern, den Ordnungsruf. Dem Faschisten blieb aber doch nichts übrig als, nachdem er eine Zeitlang stumm in der Loge geblieben war, den Saal zu verlassen.

Auch der weitere Verlauf der Sitzung gestaltete sich stürmisch. Die Regierung beantragte unerwarteterweise die Vertagung des Hauses auf unbestimmte Zeit und begründete dies damit, daß dem Parlament keine wichtigen Gesetzesvorlagen vorliegen. Die Redner der Opposition verwiesen darauf, daß das wirtschaftliche Elend im Lande so groß sei, daß es Pflicht der Regierung wäre, das Parlament mit Maßnahmen gegen die Wirtschaftskrise zu beauftragen. Außerdem wurde gegen die Regierung direkt der Vorwurf erhoben, daß sie die Beratung einer Interpellation verhindern wolle, die der Abgeordnete Friedrich für die Mittwoch-Sitzung angekündigt hat, und die einen neuen argen Korruptionsfall des an Skandalen so reichen Bethlen-Regimes betrifft. Die Regierung hat nämlich aus Staatsgeldern ohne Zustimmung des Parlaments zwei Millionen Pengö ausgegeben, um ein Blatt, den „Budapesti Hirfal“, zu sanieren.

Ein Antrag, wenigstens noch Mittwoch eine Sitzung zu halten, damit diese Interpellation verhandelt werden könne, wurde von den Regierungsmehrheiten abgelehnt.

Hinterher wird die Vertagung des Abgeordnetenhauses in einem offiziellen Abschwächungsversuch damit begründet, daß es notwendig sei, die Anschauungsverhandlungen über gewisse Gesetzesentwürfe, namentlich über das Gesetz, das die Budapester Gemeindeverwaltung „reformieren“ soll, zu Ende zu führen, und daß etwa Mitte nächster Woche die Sitzungen wieder aufgenommen werden sollen. Das ist jedoch nur eine Ausrede. In Wahrheit handelt es sich darum, daß voraussichtlich Mittwoch in Paris die letzte Sitzung der Reparationskonferenz stattfindet, in der die Entscheidung über die Frage der ungarischen Reparationszahlungen und die damit zusammenhängende Frage der rumänischen Öpanaten, das heißt der Entschädigungen für die ungarischen Grafen in Siebenbürgen, fallen soll. Man weiß im voraus, daß diese Entscheidung gegen die Ansprüche der ungarischen Regierung fallen wird, und man weiß auch, daß die Regierung Bethlen für diesen Fall allerlei politische Pläne erwägt. Bekanntlich besteht die Möglichkeit, daß Bethlen mit großer patriotischer Geste zurücktritt und als seinen Nachfolger den Faschistenführer und jetzigen Kriegsminister Julius Gömbös einsetzt, der die Aufgabe hätte, nach außen hin eine „Erfüllungsbewilligung“ auf sich zu nehmen, gleichzeitig dem Grafen Bethlen persönlich zu seiner Millionenentschädigung zu verhelfen und in der Innenpolitik einen scharfen diktatorischen Kurs einzuschlagen, der die wachsende Unzufriedenheit der Arbeiter, Kleinbürger und Bauern im Lande mit verstärkter Gewalt niederhalten soll. Bei diesen Plänen steht das Parlament dem Grafen Bethlen natürlich im Wege und deswegen wird es jetzt unter einem fadenscheinigen Vorwand nach Hause geschickt. Jedenfalls kann man auf die Entwicklung der Dinge in Ungarn in den nächsten Tagen gespannt sein.

# Vor der Spaltung der Deutsch-nationalen.

Berlin, 27. November. (Eigenbericht.) Der Reichstag hat heute seine Beratungen mit der ersten Lesung einer Reihe kleinerer Vorlagen begonnen. Das Hauptinteresse wendet sich der Entwicklung im deutschnationalen Lager zu. Es hat sich bereits ein starker Flügel gebildet, der unter Führung der Abgeordneten Lindelner und Trebitz aus sich und entschlossen zu sein scheint gegen das im Volksbegehren beantragte Freibeitsgesetz ihres Parteivorstehenden Eugen Berg zu stimmen, wenn darin der § 4 stehen bleibt, der Zuchthausstrafen gegen Minister androht, die die bisherige Außenpolitik weiter treiben wollen. Freitag oder Samstag will diese Gruppe ihren absehenden Standpunkt in einer Rede begründen, die möglicherweise den Anfang der Spaltung der deutschnationalen Partei bilden wird.

# Veränderungen in der Sowjetregierung

Berlin, 27. November. Wie die „B. Z.“ meldet, wird die Unterwerfung der Gruppe Bucharin-Rykow schon in nächster Zeit die lange erwarteten Veränderungen in den höchsten Regierungsstellen bringen. Das nach außen hin höchste Regierungsgremium der Sowjetunion, der Vorsth im Räte der Volkskommissare, wird von Rykow niedergelagt werden und soll wieder fest mit der leitenden Gruppe in der kommunistischen Partei, dem Stalin-Kreis, verbunden werden. Ob Stalin selbst das oberste Regierungsgremium übernehmen und damit seinen alles beherrschenden Machtwillen auch nach außen hin bekunden wird, kann nach dem Blatt aus persönlichen Gründen zweifelhaft werden, und es gilt für wahrscheinlicher, daß Molotow, der erste Gehilfe Stalins im Parteisekretariat, den Vorsth im Rat der Volks-

kommissare übernimmt. In gutunterrichteten Kreisen nenne man für diesen Posten auch den bisher politisch wenig hervorgetretenen Andrejew, den Vorsitzenden des Nationalitäten-Rates, um Molotow im Präsidium der kommunistischen Internationalen belassen zu können. Rykow werde auf einen außenpolitischen Posten gestellt werden. In der Berliner Reise des stellvertretenden Außenkommissars Karahan und seinen Beratungen mit dem Vorsth der Kremlinsicht steht das Blatt die Möglichkeit der Berufung Kremlinsicht in die Moskauer Zentrale und der Neubestellung des Berliner Postens.

# Irredenta in Kaschau.

Kaschau, 27. November. Die Kaschauer Polizei verhaftete den Angestellten der Stadtbibliothek Ernst Bendely wegen seiner Tätigkeit im Dienste der ungarischen Irredenta. Bendely unterhielt besonders Beziehungen zu dem Pfarrer Johann Lasko, der 1923 wegen Spionage aus der Republik ausgewiesen wurde, und zu dem ungarischen Oberst Jzsekutsa, der die ungarische Spionage gegen die Tschekoslowakei leitete. Bendely, der dem Gerichte eingeliefert wurde, hat seine Tätigkeit zugegeben.

# Ronjunkturrückgang in Amerika.

Washington, 27. November. (Reuter.) In der Automobilindustrie war im vergangenen Monat in den Vereinigten Staaten ein bedeutender Erzeugungsrückgang zu verzeichnen, der sich in der ersten Novemberhälfte noch verschärft hat. Den gleichen Rückgang weist die Stahl-, Baum- und Textilindustrie auf. Die Großhandelspreise haben sich in der letzten Oktoberwoche bedeutend erniedrigt.



**Sensationelle Selbstbeziehung.** Die Berliner Blätter melden aus Kopenhagen: Der wegen zahlreicher Diebstähle hier angeklagte Axel Jensen hat sich bei der Verhandlung selbst bezichtigt, während des Krieges an dem Attentat auf die New Yorker Morgandam mit einem Italiener und einem Deutschen, dessen Name noch nicht genannt wird, zusammen beteiligt gewesen zu sein. Nach der Explosion, bei der 42 Menschen ums Leben kamen und mehr als 100 verletzt wurden, habe er im Streite den italienischen Mörder erschossen. Eine Nachprüfung dieses sensationellen Geständnisses ist eingeleitet.

**„Schmückt die Spitäler!“** das ist das Losungswort einer neuen Bewegung unter schwedischen Ärzten, welche die Notwendigkeit betonen, die Krankenzimmer mit bunten Farben auszustatten und mit Gemälden zu schmücken, die auf den physischen Heilverlauf der Krankheit nach der Meinung der schwedischen Ärzte außerordentlich wohltuend wirken sollen. Unlängst wurde das älteste und größte Spital Stockholms, „Serafimerlspitalet“, vollständig umgebaut und neu ausgestattet. Die Wände der Korridore, aber auch der Krankenzimmer und der Operationsräume wurden einerseits mit Gemälden versehen, andererseits mit möglichst lebhaften Farben bemalt. Alle Räume, in denen die Patienten längere Zeit verbringen sollen, werden mit gedämpften Farben ausgestattet, sonnige Zimmer grün und grau und Zimmer mit weniger Sonnenschein gelb und grau. Die Refektorien, Speisezimmer und Wartezimmer dagegen sind mit den lebendigsten und heitersten Farben bemalt. Man ist der Meinung, daß die heiteren Farben die Heilung beschleunigen und daß sich die Patienten mehr „daheim“ fühlen, während nach der früheren Tradition alle Zimmer monoton und traurig im Eintrunde waren. In den Korridoren und Tagessräumen sind auch eine Anzahl schöner Gemälde untergebracht worden. Eine ganze Anzahl Stockholmer Spitäler haben Kunstwerke angekauft, die das Entzücken der Kranken bilden. Kürzlich machte ein Professor der Kunstakademie in Stockholm eine schwere Operation durch. Als Dank für seine Genesung schenkte er dem Spital, in dem er längere Zeit lag, nicht weniger als vierzig eigener prächtiger Gemälde. Professor Holmgren, der Chef des Serafimer-Spitals, sieht auf dem Standpunkte, daß Kranke viel sensibler sind als Gesunde und auch viel mehr zugänglich für Kunst, Schönheit und Pflege hängen zusammen, sagt er. In enger Zusammenarbeit mit Forschern, einem der führenden Maler Schwedens, geht man jetzt daran, in Stockholm in den Spitälern eine „Therapie durch Farbe und Kunst“ durchzuführen. Glückliches Schweden! Bei uns, in der Tschechoslowakei, ist in zehn Jahren noch nicht das Problem gelöst, wohnen die Kranken, die am Fußboden und in Badewannen liegen, gebettet werden sollten!

**Tragödie eines Kinderlofen.** In Lahore (Indien) stand eine seit neun Jahren verheiratete 25-jährige Aderin vor Gericht, da sie, einem alten Aberglauben des Landes folgend, ein 4-jähriges Mädchen getötet hatte, um die Göttin der Fruchtbarkeit zu veranlassen, ihr, der bisher Kinderlofen, die Gnade der Fruchtbarkeit zu erweisen. Sie wurde in Anerkennung ihrer seelischen Notlage zu einer längeren Freiheitsstrafe verurteilt.

**Ultraviolette Strahlungen im Organismus.**

**ZPD.** Jahrelang schon war es in der Biologie bekannt, daß beim Wachstum von Tier- und Pflanzenzellen im Organismus selbst Strahlen erzeugt werden, die eine annähernd gleiche Wellenlänge wie die ultravioletten Strahlen haben. Die Zelle ist der grundlegende Baustein jedes tierischen und pflanzlichen Organismus; in ihr ist das Plasma — die lebende Substanz — und der Zellkern — der Organisationsmittelpunkt, der vor allem bei der Fortpflanzung eine entscheidende Rolle spielt — enthalten. Wachstum beruht auf Zellvermehrung, diese tritt meist durch Zellteilung auf, die durch eine Teilung des Kerns eingeleitet wird. Ueber die physikalisch-chemischen Vorgänge, die sich bei dieser Vermehrung der Zellen abspielen, sind wir jetzt durch die neuesten Versuche des Moskauer Biologen Professor Alexander Gurwitsch endlich etwas besser unterrichtet als bisher. Beginn nämlich eine Zelle sich zu teilen, so sendet sie Strahlen von einer Wellenlänge von 337 Millionstel Millimetern und andere von einer Wellenlänge von 280 Millionstel Millimetern aus. Diese Strahlen sind in der Lage, nicht nur Zellen des eigenen Organismus zur Teilung anzuregen, sondern sogar die eines fremden Organismus. Professor Gurwitsch hatte schon 1922 ein schönes und lehrreiches Experiment gemacht: er brachte die Spitze einer in Teilung befindlichen Zwiebelwurzel in senkrechte Lage zu einer zweiten im Ruhezustand: schon nach einer halben Stunde ließen sich bei dieser auf der ersten Zwiebelwurzel zugekehrten Seite zahlreiche Zellteilungen nachweisen.

Diese Versuche haben jetzt insofern eine grundlegende Erweiterung erfahren, als man feststellen konnte, daß nicht nur beim Zellteilungsvorgang Strahlen ausgesandt werden: Zerhackt man nämlich eine Zwiebelzelle, die nicht im Teilungsstadium ist, so sendet sie ebenfalls Strahlen aus, und was noch seltsamer ist: dasselbe tut ein Brei von frisch zerhackten Kaulquappen. Hier wird die Strahlung offensichtlich durch das Licht von außen angeregt, das chemische Substanzen im Organismus aktiviert. Genau dieselben Strahlen von der gleichen Wellenlänge senden übrigens auch bössartige Geschwüre bei ihrem Wachstum aus; in der gesamten belebten Natur tritt also die gleiche Strahlungsart auf. Theoretisch und praktisch von außer-

ordentlicher Wichtigkeit ist es, daß Strahlen von einer Wellenlänge zwischen 200 und 320 Millionstel Millimetern im Gegensatz zu den wachstumsanregenden Strahlen hemmend und sogar zerstörend auf das Wachstum einwirken. Vielleicht liegt hier für die Zukunft eine wichtige Methode zur Bekämpfung bössartiger Geschwüre begründet.

**Arbeiter als Erfinder.**

**ZPD.** Die Geschichte der Erfindung zeigt uns, daß es nicht immer hervorragende Gelehrte, tüchtige Ingenieure oder überhaupt studierte Männer gewesen sind, die wertvolle und praktische Erfindungen gemacht haben. Es gibt eine ganze Reihe von Beispielen, die beweisen, daß durch Zufall, Vergabung oder glückliche Beobachtung einfache Arbeiter zu Erfindern wurden.

Die Blausäure z. B. verdankt ihre Entdeckung einem Berliner Farbenmischer namens Diesbach. Dieser kaufte 1710 bei dem Chemiker Dippel tohlenraures Kali, um einen Absatz aus Cochenille, Eisen- und Eisenwitriol zu lösen. Er war aber sehr erstaunt, als er statt eines Präzipitates, eines Niederschlages, ein schönes blaues Pulver erlangte. Der Chemiker Dippel, den er davon verständigte, erinnerte sich, daß das Kali mit Blut, das Dippel zur Herstellung von Tieröl gebraucht hatte, verfallt gewesen war.

Die Erfindung des Löschpapiers wird auf die Vergeßlichkeit eines Arbeiters in einer englischen Papierfabrik zurückgeführt. Bei der Mischung des Breies, aus dem das Papier hergestellt werden sollte, vergaß der Arbeiter, Leim beizumischen. Der Fabrikbesitzer war natürlich außerordentlich wütend;

es zeigte sich aber bald, daß das „mihlungene“ Papier die Eigenschaften besaß, Linte aufzusaugen, ohne die Schrift zu verwischen. Das Löschpapier war erfunden. Bald stellte der Fabrikherr nur noch das „mihlungene“ Papier her, wodurch der bis dahin übliche Streusand verdrängt wurde.

Die Glasätzung ist die Erfindung eines deutschen Arbeiters in Nürnberg, eines einfachen Glasers. Als einmal ein Tropfen Scheidewasser zufällig auf ein Brillenglas gefallen war, beobachtete er, wie die Säure das Glas angriff. Es kam ihm dabei der Gedanke, ob man auf diesem Wege nicht Glas äßen könne. Mit Firnis malte er eine Gestalt auf eine Glasscheibe, die er dann mit Scheidewasser ätete. Der Erfolg war, daß die Gestalt deutlich sichtbar im Glas zurückblieb.

Der Glasarbeiter Christoph Schürer, der zufällig mit dem Glase Schmeberger Kobalt einschmolz, entdeckte dadurch das Kobaltblau, das dann in der venezianischen und holländischen Glasindustrie eine große Rolle spielte.

Einer der neuesten Toilettenartikel des Kulturmenschen, die Seife wurde von einer einfachen Wäscherin, einer Frau aus Savona, entdeckt. Die Ueberlieferung berichtet, daß sie an Bord eines Schiffes kam, das Olivenöl geladen hatte. Als sie den Matrosen die Wäsche wusch, fiel es ihr ein, daß das sodage tränkte Wasser mit der eingeweichten, ölgetränkten Wäsche erkalte und sich dabei mit dem Öl vermengte: die Seife war erfunden.

Ein heller Geist, ein klarer Verstand sind oft mehr wert als ein mit Schulwissen vollgepfropfter Kopf und häufig eher in der Lage, der Menschheit eine nutzbringende Erfindung zu schenken, als ein Wissensballast gefülltes, mißes Gehirn.

**Der Tonfilm.**

Don Grig Rosenfeld.

Eines von den großen technisch-wissenschaftlichen Problemen, die den Menschheit seit Urzeiten beschäftigen, ist der Kampf gegen die Vergänglichkeit. Rettungslos verfliehet der Augenblick in das Reich des Vergessenen; Eindrücke klingen nur kurze Zeit nach, dann schwinden auch sie. Nichts bleibt von all dem Erlebten, Gelebten. Tote Steinbildmäler höchstens, armer Abglanz verrauschten Geschehens. Es war psychologisch nur folgerichtig, daß der Mensch mit der Aufbewahrung verwehler Eindrücke dort begann, wo dieser Eindruck auch am stärksten war: bei der sichtbaren Erscheinung. Der Primitive schon ritzte das Bild eines Tieres in die Steinwand seiner Höhle; Malerei und Bildhauerkunst suchten später Erscheinungen nachzubilden, Augenblicke für Zeit und Ewigkeit zu konservieren. Jahrhundertlang bleibt es dabei. Menschen sterben, nichts läßt sich erhalten als das Anklitz, der Umriß ihres Körpers, die Projektion ihrer Erscheinung in die Fläche, die Stillfrierung ihrer Erscheinung im Bildhauerwerk. Seelischer Ausdruck, inneres Geschehen kann nur in diesem Außerlichen gespiegelt werden; Bewegung, Leben, Rhythmus ihres Seins gehen spurlos verloren. Der hörbaren Erscheinung steht der Mensch ganz hilflos gegenüber. Wie klang die Stimme Cäsars, Napoleons, Goethes? Nur das Wort vermag matt, ganz entfernt, unobjektiv die Stimme zu beschreiben. Bis am Ende des vorigen Jahrhunderts das Erfindergenie des Menschen Mittel erfuhr, Bewegung und Stimme festzuhalten: Der Film, das Grammophon sind da. Beide entwickelten sich, aber nach einem kurzen, mißglückten Versuch der Vereinerung geschieht diese Entwicklung getrennt. Aus der Möglichkeit, die Geste eines Menschen zu fixieren, ein Geschehnis in seiner sichtbaren Aeußerung aufzubewahren, wuchs eine eigene, neue, selbständige Kunst, die Schallplatte wird, besonders seit das Radio erfunden ist, von dem die Schallplattentechnik neue Impulse erhielt, zu einem fast vollkommenen Mittel reiner Wiedergabe aller Geräusche, Stimmen, Klänge. Beide bleiben einseitig; der Film gibt das Sichtbare, die Platte das Hörbare. Der eine konserviert die Geste eines Schauspielers, die andere seinen Tonfall. Könnte man sie vereinen, man hätte das vollständige optische und akustische Bild!

Vom Film hat man den Sieg über die Vergänglichkeit der Erscheinungen erhofft: er sollte tönen, er sollte farblich und plastisch werden. Die Plastik ist noch ungelöst; die Farbe im Prinzip gelöst, doch sind die Systeme für die Praxis wegen ihrer hohen Kosten nur selten verwendbar. Der tönende Film ist gleichzeitig von verschiedenen Menschen auf verschiedene Weise geschaffen worden. Raheliegend war die Verknüpfung von Film und Platte. Das Blauphon-System, das Kadelton-System, arbeitet mit Schallplatten. Hier war die Schwierigkeit, den bis auf den kleinsten Bruchteil einer Sekunde genau gleichzeitigen Ablauf des Films und der Platte zu erzielen. Endlich gelang dies Mechanische Koppelung vermindert die Fehlermöglichkeit auf ein Nichts. Ton und Bild, in zwei Aufnahmen festgehalten, mit zwei Apparaten wiedergegeben, bilden eine Einheit. Die moderne Lautsprecher-technik befreit die Platte von Nebengeräuschen, gewährleistet reinen, natürlichen Klang. Aber die Verbindung von Platte und Film wirkt doch wie eine Mißkombination zweier wesensverschiedener Techniken. Der richtige Tonfilm muß nur Film sein, muß den Ton ebenso wie das Bild auf den Zellulosestreifen bannen. Das Bild ist photographiert; auch der Ton muß photographiert werden. Es galt, Klänge in Lichtwirkungen, akustische in optische Säuwingungen umzusetzen. Mit Hilfe einer Selenzelle ist dies endlich gelungen. Das Movieton-Verfahren, das Licht-Ton-System, verwandelt den Ton in Licht, photographiert ihn und wandelt den Lichteffekt bei der Aufführung des Films wieder in den Klang effekt um. Vorteil: Bild und Ton können zeitlich nie auseinanderklaffen; reißt das Bild ab, so reißt auch der Ton. Ferner: Man kann den Film beliebig

kurzen, was beim Plattenfilm viel schwerer möglich ist. Bei Plattenfilmen kann man nur ganze Akte weglassen, beim Licht-Ton-Verfahren beliebig große oder kleine Szenenteile. Ein drittes System, das Stahlband-Verfahren, versuchte die Klänge durch Magnetisierung eines Stahlbandes zu fixieren. Das Stahlband ist nicht so zerbrechlich wie die Platte, leidet aber auch unter dem Fehler des Kadeltonsystems, der doppelten Aufnahme- und Wiedergabetechnik. Es scheint sich praktisch gar nicht bewährt zu haben.

Was das Technische anlangt, ist der Tonfilm vollkommen: die Maschine arbeitet benahe klanglos. Aber Film ist nicht nur Technik; und über die jenseits des Technischen liegenden Probleme herrscht noch Dunkel und Streit. Vor allem geht die Internationalität des Films verloren, wenn er sich nicht mit der Wiedergabe von Musik, von Geräuschen begnügt, sondern auch die menschliche Stimme mitspielen läßt; wenn der Ton-Film zum Sprech-Film wird. Die Gefahr, photographiertes Theater zu geben, liegt nahe, aber sie ist nicht so groß, wie man annimmt. Der Tonfilm, auch der Sprechfilm, wird sehr schnell seine eigenen Ausdrucksmöglichkeiten entwickeln, wird seine spezifischen, vom stummen Film und vom Theater grundverschiedenen Wirkungsmittel entdecken. Er hat es eigentlich schon getan: ein Film wie die „Melodie der Welt“ von Walter Ruttmann ist bereits nur Tonfilm, spezifischer Tonfilm, das heißt, ein künstlerisches Werk, das mit den Ausdrucksmitteln seiner anderen Kunst als der des klingenden Films hätte in dieser Vollkommenheit gestaltet werden können. Das Problem des Sprechfilms ist nicht theoretisch zu lösen, auch nicht künstlerisch, sondern nur wirtschaftlich. Wo sich Sprechfilme bezahlt machen, wo das Sprachgebiet genug Hinterland bietet, dort werden sie gedeiht werden. Wo dieses Hinterland fehlt, wird der Tonfilm, der Musik- und Geräuschfilm, den Sieg davontragen. Er bleibt ja international verständlich.

Die sehr diese neue, junge, heute noch unüberschaubar entwicklungsfähige Kunst eine Angelegenheit des Kapitals ist, beweist der erbitterte Konkurrenzstreit der Firmen. Das Filmkapital ist enge Verbindungen mit dem Elektrizitätskapital eingegangen, das die Aufnahme- und Wiedergabegeräte herstellt. Die Elektrofirmen stecken Geld in die Filmproduktion und erwarten dafür Monopole auf die Filme. Der Western-Electric-Gesellschaft garantiert ein Vertrag, daß amerikanische Tonfilme in der ganzen Welt nur auf ihren Apparaten vorgeführt werden dürfen. Das bedeutet nichts anderes als ein Apparatemonopol der Western-Electric für die ganze Erde, denn — wie die Dinge sich auch entwickeln werden — daß auch im Tonfilm Amerika die Führung behält, quantitativ, wenn schon nicht qualitativ, steht fest. Nun hat aber auch Deutschland eine kleine Tonfilmindustrie, die eigene Apparate herstellt. Zwischen Amerika und Deutschland entbrannten bald die erbittertesten Konflikte. Die amerikanischen Apparate verlegen, so behauptet die deutsche Tonfilmindustrie, ein deutsches Patent. Will die Western-Electric ihre Apparate in Deutschland und den umliegenden mitteleuropäischen Staaten absetzen, so muß sie dieses Patent aufkaufen. Die Inhaber des Patentes — es ist längst an eine holländische Kapitalistengruppe verkauft worden — fordern eine ungeheure Summe. Zahlt die Western-Electric diese — wenn ich nicht irre — sieben Millionen Dollar nicht, so werden ihre Apparate in Deutschland nicht verwendet werden dürfen. Da aber amerikanische Tonfilme nur auf Western-Electric-Apparaten gespielt werden dürfen, kann man in Deutschland vorläufig überhaupt keine amerikanischen Tonfilme aufführen; eine Firma, die eine Ausnahme machte und dem Pat mit der Western-Electric zu Iron gestattete, daß ihr Film, „Der singende Narr“, in Berlin auf einem deutschen Apparat gespielt wird, muß nun mit der Western-Electric einen Prozeß austrampeln. So liegen sich die Kapitalistengruppen in den Haaren. Es geht

diesmal um einen fetten Happen: es geht darum, ob eine Gruppe das ganze Tonfilmgeschäft der Erde konzentrieren darf oder den andern auch ein bißchen von dem Profit überlassen muß.

Während die Patentmächte Berichte verschicken, Eingaben machen, während verhandelt und gepödel wird, arbeiten in den Ateliers ein paar ehrgeizige junge Menschen und ein paar alte Routiniers des stummen Films am Tonfilm. Sie haben Keifer zustandegebracht, wie den sentimentalen, aber publikumswirksamen „Singenden Narren“, erschütternde Filme wie die „Weißen Schatten“, eine so große, eigenartige Leistung wie die „Melodie der Welt“. Vieles erudieren sie erst; sie wissen, daß sie eine neue Sprache zu sprechen haben, die sich erst bildet. Ganz Neues wird hier wachsen: die Musik, neues zweites Fundament des Films; erhält eine neue Dimension, die des Raumes: das Bild, immer noch Kern des Films, weitet sich durch den Ton und kommt der Wirklichkeit näher. Größer als die Gefahr der Theaterei ist die des Wirklichkeitsablatztes. Man kann die Wirklichkeit nun besser, vollkommener kopieren, und wird sich diese Möglichkeit nicht nehmen lassen. Ob das aber Kunst ist? Es kommt darauf an, wie man es macht. Das Künstlerische des Tonfilms wird, wenn die Anfänge, die wir kennen, weiter entwickelt werden, in der rhythmischen Gemütsaufheit des sichtbaren und hörbaren Vorganges liegen. Alle Kunst ist im Kern nur Rhythmus; der Tonfilm muß aus zwei Rhythmen, einem dem Auge, einem dem Ohre vernehmlichen, einen neuen, stärkeren, mitreißenderen schaffen.

An der sozialen Struktur des Films dürfte sich nicht viel ändern. Das Filmkapital wird nicht aufrichtiger und nicht arbeiterfreundlicher werden, weil es nicht nur mit Bildern, sondern auch mit Tönen tagtäglich ungeheure Massen zu beeinflussen vermag. Im Gegenteil: es wird die neuen Wackmittel im alten Sinne verwenden, mit verstärkter Wirkung. In den wenigen Tonfilmen, die wir bisher kennen, wird schon verächtlich viel geberst, klingen schon verächtlich viel fromme Lieder. Und der Gesang der Jazzinstrumente, die dummen Schlagertreiber, das Winseln der Neve-Tendres scheint dem kapitalistischen Tonfilm angenehmer zu klingen als das Rasseln der Ankerketten, das Singen der Sägen, das Kreischen der Kräne, der Klang der Hämmer, die harte, erdige, gewaltige Melodie der Arbeit. Die Schläger aber sind hoffentlich nur eine Kinderkrankheit des Tonfilms; die Jazzspieler und Liedersänger werden verschwinden, wie aus dem stummen Film die Clowns verschwanden, die nur Teller zerhauen konnten.

Ganz unklar ist noch, wie sich Ausland zum Tonfilm stellt. Es dürfte die großen, für die ganze Welt bestimmten Filmwerke nur mit Musik- und Geräuschuntermalungen, die lediglich für das russische Publikum gedachten mit Sprechstimmen drehen. Wenn die Filmwelt außerhalb Anshlands durch den Tonfilm die russische Filmkunst verlieren sollte, so hätte sie die Erfindung der klingenden Bilder, der wirklichkeitsnäheren Nachgestaltung von Mensch und Tier und Ding, von Geschehen und Erleben allzu teuer bezahlt.

Der Kulturfilm, der Reisefilm, der wissenschaftliche Film, die filmische Vertjeerhaltung über aktuelle Ereignisse wird durch den Tonfilm natürlich viel gewinnen. Schon sind viele Tonfilmantol unterwegs, um den wichtigen Ereignissen des Tages nachzugehen und sie mit ihren sichtbaren und hörbaren Wirkungen einzufangen. Hier erfüllt der Tonfilm den Zweck, für den er letzten Endes geschaffen wurde: der Macht der Vergänglichkeit, der die Menschheit durch Jahrtausende wehrlos ausgeliefert war, Grenzen zu setzen und das Deute so vollkommen wie nur möglich ins Morgen und Uebermorgen hinüberzuereten.



**Nehmen Sie zur mechanischen Reinigung Ihrer Zähne nur die bewährte feinkörnige Odol-Zahnpasta: sie ist von köstlichem Geschmack, wirkt zahnreinigend und zahnerhaltend.**

**Wollwirtschaft und Sozialpolitik.**

**Die Verhandlungen in der Länderbank gescheitert.**

In der Prager Länderbank werden seit mehreren Wochen Lohnverhandlungen geführt, die darauf hinielen, der Beamtenschaft an Stelle der ihr von Direktor Sedt aufgezogenen „Schaltregelung“ einen den Verhältnissen in den anderen Banken angepaßten Kollektivvertrag zu verschaffen. Die Direktion, die zu Beginn erklärte, die Beamtensfrage verständlich prüfen zu wollen hat nach endlos langen Debatten und Ausflüchten ihre Zusage nicht eingehalten und versucht neuerlich, der Beamtenschaft nur nebensächliche Konzessionen zu bieten. Ob die Versuche der Bank durch die letzten Affären so groß sind, daß sie ihre Beamten nicht dem Lebensstandard entsprechend zu zahlen vermag, oder ob für die Herren Direktoren die „Weihnachschrennung“ anderweitig erpart werden muß, bleibt nunmehr nach der Lage der Dinge für die Öffentlichkeit von besonderem Interesse. Wir werden darüber noch genauer berichten.

### An unsere Postbezieher.

Der heutigen Nummer liegt ein Ertragsschein zur Bezahlung der Bezugsgebühr bei. Wir machen besonders darauf aufmerksam, daß die Einzahlung unter demselben Namen geleistet werden muß, unter welchem der Versand der Zeitungen erfolgt. Die Bezugsgebühr ist am Kopf des Blattes ersichtlich und ist stets im Vorhinein zu entrichten. Der Abonnentenbetrag muß spätestens bis 12. eines jeden Monats in unserem Besitze sein; wir ersuchen Sie, dies zu berücksichtigen, damit keine Unterbrechung in der Zustellung eintritt.

Die Verwaltung.

### Der Film.

#### Neue Tonfilme.

(Uraufführung in Wien.)

Zwei Neuerwerbungen zeigen den Tonfilm in der Gestalt, in der er sich durchsetzen dürfte: als dialogloser Film mit mechanischer musikalischer Unterhaltung und mit Geräuscheffekten. Weder in dem Buster-Keaton-Film „Die unvollkommene Ehe“ noch in dem Corinne-Griffith-Film „Franz oder Geliebte“ wird gesprochen. Beide Filme sind als stumme Filme gedreht und nachträglich musikalisch illustriert worden. Sie haben durch diese Synchronisierung zweifellos gewonnen. Sentimentale wie komische Wirkungen werden durch die auf alle Einzelheiten des optischen Geschehens genauestens eingestellte, geschickt gewählte, glänzend gefilmte und von den Lautsprechern bereits mit allen Klangfarben eines lebendigen Orchesters wiedergegebene Begleitmusik nur erhöht. Im Buster-Keaton-Film hören wir zum erstenmal eine groteske, parodistische Musik. Der Film selbst ist im ersten Teil recht lustig. Da vertritt für Buster hinter die Kulissen eines Theaters, wird Statist, lebt sich einen phantastischen Part, als sollte er in einem Heimwehskreis der Andreas Hofer spielen, und führt die Theatervorstellung durch seine Ungeschicklichkeit; dann fällt er mit seiner betrunkenen Gattin eine kleine Grottoffene auf. Die zweite Hälfte ist witziger, roher und wiederholt alte Lächer; wie dieser Buster-Keaton-Film seine Komik überhaupt mehr aus dem ewigen Fundus alter Komiker als aus neuen, kühneren Einfällen bezieht. Bewundernswert ist wieder Keatons schauspielerische Disziplin. Mit fast hässlichem Gesicht wirkt er ausdrucksvoller, spricht er unmissbar deutlich als eine Kollege mit ihrem Grimassenziehenden. Die Musikunternehmung verwendet das laufende Dossierschlegelmaterial, das sie um viele gelungene musikalische Witze bereichert. Im Beiprogramm ist eine Wochenschau, eine kleine, farbig aufgenommene Revue, ein Mandolinenspieler, der besser wirken würde, wenn er weniger Praxen macht, und Rita Kuffo in einer Szene aus der „Africana“ zu sehen. Der Griffith-Film hat ein einfaches, erst am Schluß durch dramaturgische Schnitte verwickeltes Thema: ein Straßenmädchen lernt einen Charakterjungen, gutmütigen Mann kennen und wird seine Frau. William A. Selter hat diese Fabel mit viel Geschmack und Witz verfilmt. Ganz entzückend ist die eingeleitete Phantasiestoffzählung der Dirne von ihrer Verführung; in einem Felde mit unwahrscheinlich großen Blumen läuft sie als unwahrscheinlich loden-geschmücktes, ungeschändiges Kind umher, bis ein unwahrscheinlich lärmendes Auto erscheint, dem ein Mann in unwahrscheinlich großem Pelz entsteigt. Er bietet dem Mädchen Kleider und Schmuck; vergebens. Als er aber ein unwahrscheinlich großes Aufhängeschild herauszieht — ist es um die Unschuld des Mädchenkindes geschehen. An die musikalische Gestaltung dieser Szene wurde besondere Sorgfalt gewendet; sie ist ein kleines Meisterstück tonfilmischer Kunst geworden. Corinne Griffith spielt diesmal außerordentlich gut; die in Filmen zumeist ziemlich äußerlich dargestellte Wandlung von der Dirne zur hingebungsvoll lebenden, süßlich „veredelten“ Frau wird durch ihr lebendiges, überreife, schmerzloses Spiel glaubhaft und ergreifend. Auch technisch ist der Film

sehr sauber. Die Begleitmusik klingt hier überaus lebendig und lebendig; auch die 11. Sinfonie Beethovens ist bereits geschwunden. Im Beiprogramm ist Siggi zu sehen und zu hören, der eine Szene aus „Cavalleria rusticana“ singt, ferner die übliche Jazzkapelle und ein ausgezeichnetes Banjo-Orchester. F. R.

### Kunst und Wissen.

**Das Volkstheater im Prager Neuen Deutschen Theater.** Am 20. November machten wir von uns zugewandten Mitteilungen über den beabsichtigten Theaterball Gebrauch und ließen „zur Sache dem Theaterverein das Wort, zu einer unsere Befürchtungen zusehender machenden Erklärung“. Am 20. November erhielten wir nun vom Deutschen Theaterverein eine schriftliche Mitteilung, aus der hervorgeht, daß tatsächlich ein solcher Ball im Theater stattfinden und daß zu diesem Zwecke ein das Parkett überdeckender Tanzboden errichtet werden wird. Die Kosten hierfür würden allerdings nicht 200.000, sondern nur 10.000 K betragen und ihre Tilgung würde sich auf viele Jahre verteilen (woraus hervorgeht, daß der Ball im Theater also eine ständige Einrichtung werden soll). Es würden auch nicht, wie in unserem Artikel vermutet wurde, durch den Ball drei Vorstellungen, sondern nur eine entfallen, und der durchschnittliche Einnahmeverlust eines Abends betrage „nicht annähernd 40.000 K“. Man rechne, so wie in früheren Jahren, mit einem bedeutenden Reingewinn.

**Hoerster-Abend.** Die „Münchener Akademie“ veranstaltet am Sonntag, den 1. Dezember, um 7 Uhr abends im großen Saale der Zentralbibliothek, Prag 1., Marienplatz, einen Ehrenabend anlässlich des 70. Geburtstages des großen Komponisten Hoerster. Vieder, Chöre, Melodramen. Eintrittspreis K 3.50.

**Vouzeaux auf Freiersfüßen.** Die Molitersche Komödie in der deutschen Bearbeitung von Arthur Zahn, wird als nächste Erstaufführung für das Neue Theater vorbereitet. Die Premiere findet Mittwoch, den 4. Dezember statt. Inszenierung: Liebl.

**Als erster Abend des Zyklus deutscher Dichtung aus der Iseholowalei** wird die Uraufführung der Tragikomödie „Satanas oben auf“ von Hans Klaus, dem Prager Dichter, vorbereitet. Regie: Holzlin.

**Künstlerische Veranstaltung des Verbandes der Kant- und Sparkassenbeamten.** Die Bildungsstelle des Verbandes veranstaltet im Rahmen ihrer Abonnementsvorstellungen am 28. und 30. November im Mozarteum um 8 Uhr abends ein Konzert unter Mitwirkung des Georg Steiner-Trios mit nachfolgendem Programm: Beethoven B. Op. 97, Brahms Trio Op. 87 und Mag. d'Allone Trio.

**Spielplan des Neuen Deutschen Theaters.** Donnerstag (18-1), halb 8 Uhr: Premiere: „Prinzessin auf der Erbsen“, „Bin und zurück“, „Schwergewicht“. Freitag (19-1), halb 8 Uhr: „Trio“. Samstag (20-1), halb 8 Uhr: „Wenn ich König wäre“. Sonntag, halb 3 Uhr, Kulturverbands- und Angestelltenvorstellung: „Friederike“, halb 8 Uhr (21-1): „Prinzessin auf der Erbsen“, „Bin und zurück“, „Schwergewicht“. Montag, 7 Uhr: Uraufführung: „Aschenbrödel“.

**Spielplan der Kleinen Bühne.** Donnerstag: „Grand Hotel“. Freitag (Kulturverbands-fremde): „Sechseroperette“. Samstag: „Vater sein dagegen sehr“. Sonntag, 8 Uhr: „Lelchen aus Irland“, halb 8 Uhr: „Vater sein dagegen sehr“. Montag: „Vater sein dagegen sehr“.

**Spielplan des Tschechischen Nationaltheaters.** Donnerstag: „Drene“, Freitag: „Dejiska“. Samstag nachm.: „Großmütterchen setzt fort“, abends: „Drene“. Sonntag nachm.: „Der heilige Wenzel“, abends: „Der Hasenball“. Montag: „Don Juan“. Dienstag: „Der Jakobiner“. Mittwoch nachm.: „Don Juan“, abends: „Woran liegt es“.

**Spielplan des Ständetheaters.** Donnerstag: „Sohem“. Freitag: „Marcelline“. Samstag nachm.: „Die heiligen Plamen“, abends: „Berther“. Sonntag nachm.: „Hoffmanns Erzählungen“, abends: „Die Liebe ist nicht alles“. Montag: „Marcelline“. Dienstag: „Soeben herausgekommen“. Mittwoch nachm.: „Die Liebe ist nicht alles“, abends: „Cavalleria rusticana“ — „Bajazzo“.

### Sport • Spiel • Körperpflege

#### Wo bleibt der „Sport“ im Fußballspiel?

Die Klagen über die Auswüchse im bürgerlichen Fußballsport häufen sich von Woche zu Woche. Die Anzeichen für den Niedergang des „Sportlichen“ im Fußballspiel werden immer deutlicher und die Abwanderung der Zuschauer, die mit solchem Sport nichts mehr zu tun haben wollen, wird immer stärker. Die Disqualifikationen und Bestrafungen werden so zahlreich, daß die Verrohung des Fußballsports immer offensichtlicher wird. Wir entnehmen der „Frankf. Ztg.“ eine Zuschrift, die nicht nur auf die deutschen Verhältnisse Bezug hat, sondern auch auf die im gesamten bürgerlichen Fußballsport. Sie lautet:

„Fußball ist doch ein Spiel mit dem Ball, gepaart mit Wohlwollendigkeit, Moral und Geinnung. Was haben Sie, meine Herren 22 Spieler, heute eigentlich aus dem Fußball-Spiel gemacht?“

Sie, meine Herren 11 C'ler von . . . , haben in ganz plumper Art nicht mit dem Ball, sondern mit dem Körper Ihres Gegners gespielt. Es kam Ihnen gar nicht darauf an, mit welchen Mitteln Sie dabei zur Geltung kamen.

Und Sie, meine Spieler vom . . . , gewiß haben Sie Technik, aber muß man denn so unsätere Mänschen gebrauchen, um seinen Gegner zu bannen, haben Sie das nötig? Sie haben alle 22 die letzten 20 Minuten unter der Devise Haß und noch mehr Haß Ihre Armseligkeit gezeigt; wenn Sie sich nur einen Moment bewußt gewesen wären, wie Sie sich Ihr eigenes Ich untergraben, die Schamröte wäre Ihnen ins Gesicht gestiegen. Schämten Sie sich denn nicht?

Und Sie, Rasse Mensch, wissen Sie denn, daß Sie Raubtieren gleich auf Ihr Opfer warteten ganz gleich, wie es Ihnen vorgelegt wurde; haben Sie sich mal die von Blut entstellten Gesichter Ihrer Mitmenschen betrachtet? Hätte man Ihnen einen Spiegel vorgehalten, Sie hätten an Ihr eigenes Ich nicht mehr geglaubt. Wissen Sie, daß Sie mit die größte Schuld tragen, daß die Spielstätte des Fußballspiels zum Untergang jeder Moral wird?

Und Sie, Herr Schiedsrichter, ich würde mich wirklich freuen, wenn Sie die Entscheidung des Spiels mit Ihrem Gewissen vereinbaren können. Ich glaube Ihnen gern, daß unter den von mir geschilderten Umständen kein Spiel mehr gefeiert werden kann, aber Sie geben sich leider dazu her; bitte geben Sie der Behörde den traurigen Nachruf eines einstmals so gut gewollten Spielers in Ihre Hände zurück und verlangen Sie von der Behörde, daß Sie nicht eingesezt werden für eine Sache, welche im öffentlichen Leben dazu beiträgt, die Unmoral zu fördern.“

**Bravo!** In den drei Frauenklassen des Wiener Arbeiter-Handballverbandes wurden Straßendank, Spangabau und Piesing Meister. Bemerkenswert ist nun, daß, wie aus der Straßenseite hervorgeht, kein einziges Mitglied der drei Mannschaften sich während des ganzen Verlaufes der Konkurrenz eine Unsportlichkeit zuschulden kommen ließ.

### Literatur.

#### „Der jungfräuliche Mann.“

Roman von Marcel Prévost. Ins Deutsche übertragen von Franz Blei. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin W 57. Preis Ganzleinen M. 6. Der neue Roman Marcel Prévosts, der in Frankreich zu den erfolgreichsten Büchern des Jahres gehört, zeigt diesen Meister psychologischer Darstellungskraft auf der vollen Höhe seines Schaffens. Die Liebe ist der Kern dieses Buches, sie, die sich an zwei Männern verschiedener Art, — hier Genüß heischend, dort Opfer bringend, aber beide Male schicksalhaft, — offenbart, und die in noch höherem Maße den Lebensnerv der Frau bedeutet. In starker Handlung sind drei Menschen miteinander verflochten. Hervé durch die Bitten seiner erkrankten Frau bewogen, hat sich auf seinem Landgut der Erziehung seines Sohnes Arnal und seiner verwaisen Nichte Sidonie angenommen, bis aus dem Mädchen das Weib erwacht, mit dem er ein Glück verführerischer Liebe findet. Aber mehr und mehr strebt Sido-

### VERLANGET UEBERALL



nie von ihm los, seinem Sohne Arnal zu, den sie schon als Kind liebte und dem sie Hervé nur entgegen hat. Arnal jedoch bestrebt sich immer mehr und mehr in seinem Entschluß ein jungfräuliches Mann zu werden; er hat keinen Vater einst mit Sidonie, ohne es zu wollen und unbemerkt, überrascht. Zeit dem ist er von der Liebe und dem Wesen des Weibes enttäuscht, glaubt Sidonie zu hassen und lann sich von ihr dennoch nicht befreien. Die beiden Gegenstände — hier Hervé, der dem Weibe als Herr gegenübersteht, dessen Lebensinhalt es dennoch ausmacht, dort Arnal, der sich von der Frau freimachen und sie nur als Gefährtin gelten lassen will — erweitern sich in dem Roman zu dem Gegenstand der Lebensanschauungen zweier Zeiten, ja Nationen. Denn nicht umsonst hat Arnal einen Teil seiner Erziehung in dem grüblerischen Deutschland und vor allem in dem süßen England genossen. Mit tiefstem menschlichen Verleben läßt Prévost jeden dieser drei Menschen den Schicksal von der eigenen Seele heben. Diese Bekenntnisse treiben die fesselnde Handlung, gleich einem sich verzahnenden Räderwerk, unaufhörlich fort bis zu dem tragischen Tode des gewaltigen Hervé, der vergebens Sidonie mit sich in den Untergang zu reißen strebt. Das vom Verlage würdig ausgestattete Buch wird auch bei uns einen starken Widerhall finden.

#### „Filmjagd auf Kolibris und Pantiere.“

Von Artur Hebe. Geh. 3.50 RM. Ganzl. 1.80 RM. Mit 32 ganzseitigen Photos. Safari-Verlag, Berlin. Kunst kann nicht erlernt, kann nicht durch Fleiß und Willen erzwungen werden. Sie muß in ihrer Anlage dem echten Künstler angeboren sein. Ein Beispiel hierfür ist Artur Hebe. In beschränkten Verhältnissen „aufwachsend“, zwangt ihr nach langen abenteuerlichen See- und Trampfahrten die Not, seine Erlebnisse aufzuzeichnen. Und da zeigt es sich, daß Hebe, der sich wohl in zwanzig verschiedenen Berufsarten versucht, erst jetzt seine Bestimmung erreicht hat, daß er ein schöpferischer Gestalter, daß er ein Dichter ist. Sein neuestes Werk „Filmjagd auf Kolibris und Pantiere“, führt in das so selten behandelte Urwaldparadies Brasiliens. Eine unbekannte Welt mit all ihren Schönheiten und Geheimnissen tut sich auf. Das ganze Land in seiner üppigen Vegetation mit seinem eigenartigen und mannigfaltigen Tierreich tumelt vor unseren Augen. Die ungeheure Fülle von Erlebnissen stürzt auf den Leser ein, der sich dem Reiz des Unbekannten nur schwer entziehen kann. Eine reiche Ausbeute von vielen und wundervollen Aufnahmen vermittelt ein anschauliches Bild der interessanten Expedition. Und das alles in so lebensvoller und doch so schlichter, von echtem Kunstempfinden durchdränkter Darstellung.

Herausgeber: Dr. Ludwig Ullrich.  
Schriftredakteur: Wilhelm Richter.  
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Emil Strauß, Post-Druck: Rosa H. G. für Kellogg und Buchdruck, Post für den Druck verantwortlich Otto G. H. A., Post-Druck: Die Jugendbuchverlagsanstalt wurde von der Verh. u. Zeitungspresse-Vertrauen mit Erlaß Nr. 127 431/VI/27 am 11. Nov. 1920 bewilligt.

Inferieren Sie im **Sozialdemokrat!** **„Bingo“** **Sozialdemokrat!**

### Die Donna Bortali.

Die Osteria des Giovanni liegt in einem jener bergansteigenden Gäßchen oberhalb der Chiaia. Nur ein wenig entfernt von jenem uralten Klosterquartier, das „Il miracolo“ heißt, und wo schon vor mehr als hundert Jahren schöne Comedien ihre heimlichen Liebhaber trafen. Sogar eine Dame königlichen Geblüts, die in Neapel zu Besuch weilte, soll hier vor etlicher Zeit mit dem principe Marcucci. . . Das passiert heute in diesen Kreisen natürlich längst nicht mehr. Benignus nicht im „miracolo“. Das Haus genügt jetzt auch sicherlich nicht mehr fürstlichen Ansprüchen. Es ist innen und außen gar zu schäbig geworden. Außerdem riecht es da ein wenig penetrant — nach Mäse und heißen Maroni. Auch die Stunde zeigt keinen großen Respekt vor einer Hauswand mit sozuzagen fürstlicher Vergangenheit. Die Zimmer sind nicht gelüftet, die alten Sofas sind quetschig geworden im Laufe der Zeit, und drohende Spiralen reden sich verwegen aus manchem Loch. Was begreiflicherweise unter gewissen besonderen Umständen keineswegs angenehm zu sein braucht. Bei Giovanni, der mein Freund ist, habe ich neulich Maria Bortali kennen gelernt, der

heute das „miracolo“ gehört. Von Giovanni wußte ich den ganzen Markt über sie. Nun also sah ich sie selber.

Frau Bortali hat ein hübsches Gesicht, aber sie ist dick, viel zu dick, selbst für neapolitanischen Geschmack. Sie wird auf ihre zwei Fenster wiegen. Und es ist die lauernde Wahrheit, wenn man erzählt, daß sie sich nicht bücken kann, und daß sie trotz allem verdammte eitel und losen ist, ob schon ihr der Erfolg leider immer verfliehet.

Neulich also geschah es, daß Donna Maria in stiller Mittagsstunde ein wenig spazieren ging und sich mit dem großen Räder Luft zuwehlete. Aus unbekanntem Gründen kam sie mit einem Gassenjungen in Streit, in dessen Verlauf ihr der Räder aus der Hand fiel.

„Bengel, heb das sofort auf!“

„Si, Signora, zwei Lire!“

Die Signora war sehr aufgebracht; bücken konnte sie sich nicht. Als sie mit Liebenswürdigkeit und Verpflegungen auf ein „dolce“ nichts erreichte, bot sie einen Lire. „Nein, zwei!“ Und es begann ein Handel und Feilschen, mit „forehenden“ italienischen Händen und neapolitanischen Klängen.

„Einen Lire fünfzig. . .“  
„No, Signora.“

„Bengel!“

Er blieb lebenswürdig aber standhaft. „Zwei Lire, Signora. . . von einer so schönen Dame!“ Also mußte sie zahlen — zwei runde Lirestücke. Sie soll es auch nicht ungern getan haben, denn am Abend hat sie Giovanni erzählt, daß sie in einem fort von jungen Männern auf der Straße angesprochen werde, die ihr ununterbrochen erklärten, was für eine ausnehmend schöne Frau sie sei.

„Ach Gott, nein! . . . Diese jungen Leute heutzutage!“ Axel Arhus.

#### Die Eintagsfliege.

Wir Kinder staunten die Fliege an. Irgendwem erwachsener Mensch hatte uns nämlich erklärt, daß sie eine Eintagsfliege sei.

„Was ist das, eine Eintagsfliege?“

„Eine Fliege, die nur einen Tag lebt!“

Wir waren vom Schicksal dieser Fliege, die ahnungslos an dem Fenster herumsaß, tief ergriffen. Meine Schwester legte ihre Finger naß, tauchte ihn in Streusand und streckte ihn der Eintagsfliege entgegen. Mein Vetter blies die Fliege unter die Flügel, um ihr das Fortkommen zu erleichtern. Neben Wunsch versuchten wir der armen Todeskandida-

tin von den tausend schimmernden Augen abzusehen. Milch, Schokolade, Honig, Malzbrö und Fisch erhielt sie auch einen Tropfen Bitterwasser. In einem Blumentopf schaukelten wir ihr das Grab, das mit dem Silberpapier der Schokolade tapaziert wurde. Unser Herz und unser Hirn arbeitete nur für das bedauernde Wesen, dem Gott einen einzigen Tag auf seiner schönen, weiten Erde gönnen wollte.

Die Nacht trennte uns von der Aermsten, die, zum Sterben bereit, sich in die Fensterspalte zurückgezogen hatte.

Als der Morgen seine Sonnenstrahlen durch die Scheiben sandte, war die Fliege nicht mehr zu finden. Ihr Schatzkasten war leer, Rest von der üppigen Dextermahlzeit kennzeichneten ihn genau. Da entdeckten wir die Fliege hoch oben auf dem sonnenglühenden Fenster. Durch ihren Leib strömte die warme Sonne, trockenete Milch und Bitterwasser, dichte den Honig ein, der als massige Futterkruste ihre feinen Flügel beschwerte. Wie ein müder Bergsteiger klonnte sie höher und höher.

Trotzdem war sie blitzschnell überdient und das Erlebnis in der Zeremonie des Begräbnisses seinen Klanklang fand, blieb in uns allen etwas zurück, das sich am besten mit dem schmutzigen Fleck der argentinischen Fliege auf der Fensterscheibe vergleichen ließ: erschütterter Kinderglaube. Max Bernadl.